

Manfred Gebhardt
Kriegsgefangener 330. Fünf Jahre in Polen

Vorwort

Wie die Romanfigur Mark Niebuhr in Hermann Kants Roman „Der Aufenthalt“¹ war ich von 1945 bis 1949 als Kriegsgefangener in Polen. Ich war gerade achtzehn Jahre, als sich die Lagertore hinter mir schlossen, und dreiundzwanzig, als ich am Tag vor Weihnachten 1949 nach Hause kam.

Diese fünf Jahre in Polen waren die härtesten und zugleich die wichtigsten in meinem Leben. Ich möchte sie nicht noch einmal durchleben, und ich möchte sie doch in meinem Leben nicht missen. Die Jahre, die man gemeinhin die Jugend- und Reifejahre nennt, waren für mich in vieler Hinsicht prägende Jahre. Die Erkenntnisse und Erfahrungen, die ich in dieser Zeit gewann, habe ich mit dem Verlust einer unbeschwerten Jugend bezahlt. Eine gestohlene Jugend aber war es nicht.

Nur wenige, die dieses Schicksal teilten, sind heute noch am Leben, und bald werden auch die letzten ihr Wissen mit ins Grab nehmen. Um auch dieses Kapitel – vielleicht nur eine Marginalie – unserer gemeinsamen Geschichte mit dem polnischen Nachbarn festzuhalten, habe ich meine Erlebnisse und Erkenntnisse in der polnischen Kriegsgefangenschaft aufgeschrieben.

Ich habe es zunächst nur für mich getan, um schreibend über mein Leben nachzudenken und meinen politischen Weg bis an seinen Anfang zurückzuverfolgen. Und dieser Anfang liegt in einem Außenlager des KZ Auschwitz und in einer Baracke im Warschauer Ghetto.

Als Quellen dienten mir außer meinen Erinnerungen, die nach 50 Jahren nicht immer verlässlich sind, meine Notizen und Briefe aus den Gefangenenlagern, die meine Mutter bis zu ihrem Tod aufbewahrte, Gespräche mit Mitgefangenen, die Berichte des Beauftragten der SED für die politische Arbeit unter den Kriegsgefangenen in Polen und andere Dokumente aus dem ehemaligen Parteiarchiv der SED sowie die komplette Sammlung der „Brücke“, der Zeitschrift der deutschen Kriegsgefangenen in Polen.²

¹ Hermann Kant, *Der Aufenthalt*, 1. Aufl., Berlin (Ost) 1977, Neuaufl., Berlin 1994. Die polnische Führung intervenierte seinerzeit wegen der angeblich antipolnischen Tendenz in Kants Roman und verhinderte jahrelang die Aufführung des gleichnamigen Defa-Spielfilms in Polen.

² Mit Ausnahme der Ausgabe Nr. 6.

Frühling in Böhmen

Männer mit rot-weiß-blauen Armbinden,³ die mit alten deutschen Militärge-
wehren herumfuchtelten, holten uns am ersten Tag des Friedens von dem Last-
auto herunter, mit dem wir vor den Russen hatten fliehen wollen. Unser Ziel
war die Elbe bei Děčín, das damals noch Tetschen-Bodenbach hieß und wo
am anderen Ufer die Amerikaner standen, die uns als die Rettung erschienen.
Die Männer mit den Armbinden befahlen uns, am Chausseegraben niederzu-
knien. Wir hörten, wie sie hinter unserem Rücken die Gewehre entschicherten.

Das alles lief so schnell ab wie in einem überdrehten Film. Ich kam gar nicht
dazu zu begreifen, was um mich herum vorging. An der Front hatte ich nie dar-
über nachgedacht, wie es ist, wenn man stirbt, obwohl doch täglich und stünd-
lich um mich herum gestorben wurde. Auch jetzt überkam mich keine Furcht.
Ich fühlte nichts. Es war, als hätte ich das Ende nicht anders erwartet. Hinter
mir hörte ich wie durch einen Nebelvorhang jemanden sagen, wir sollten
noch einmal beten. Hatte er das wirklich gesagt, oder bildete ich mir das nur
ein? Ich dachte an mein Dorf am Harzrand und an meine Mutter, die an die-
sem Tag Geburtstag hatte.

Der Lärm eines Panzerwagens kam die Straße herauf. Ein Offizier in der
Uniform der Roten Armee sprang von seinem T 34 herunter, befahl uns aufzu-
stehen und dem Panzer zu folgen. Die Männer, die uns eben noch erschießen
wollten, hatten nach einem kurzen, uns unverständlichen Wortwechsel ihre
Gewehre geschultert und waren in entgegengesetzter Richtung davongetrotet.
Wir waren nun Gefangene der Russen. Das war nicht gerade das, was wir woll-
ten und wovon wir am Morgen noch geträumt hatten, aber es war immer noch
besser, als irgendwo in Böhmen am Straßenrand erschossen zu werden.

Wir liefen hinter dem T 34 her. Niemand sprach ein Wort. Der Schock der
letzten Stunde saß tief und verursachte ein ungutes Gefühl in der Magenge-
gend. Ich weiß nicht einmal, ob ich in diesem Augenblick froh war über mei-
ne Rettung, wo ich doch beinahe schon alles überstanden hatte. Und der An-
blick der Retter machte mich alles andere als glücklich. In jedem Dorf und an
jeder Weggabelung wurde unser Gefangenenzug größer; erst zehn, dann hun-
dert Mann, schließlich waren es so viele, daß ich Anfang und Ende des Zuges
nicht mehr übersehen konnte. Wie ein Fluß, der in seinem Lauf immer neue
Bäche aufnimmt, schwoll der Zug an. Die Maiensonne schien auf die Dörfer,
deren Namen mir nichts sagten. In den Gärten blühten die Bäume, Hunde
bellten, eine Amsel sang vom Mast, und aus den Fenstern hingen ausgebli-
chene rote Fahnen mit einem dunklen kreisrunden Fleck in der Mitte, wo
bis vor kurzem noch das Hakenkreuz gesessen hatte. Von Zeit zu Zeit schoß
ein Rotarmist eine MP-Salve in die Luft oder in eines der Fenster, aus denen
Gegenstände auf ‚seine‘ Gefangenen geworfen wurden. Manchmal schoß ei-

³ Die tschechoslowakische Trikolore.

ner auch nur aus Übermut und als persönlichen Salut für den endlich erungenen Sieg.

Im Gegensatz zu vielen in der Kolonne, die Rucksäcke und Tornister, Taschen und Beutel schleppten, hatte ich nichts zu tragen. Ich besaß nichts als die Sachen, die ich auf dem Leib trug und eine Feldflasche, die ich auf Anraten eines alten Obergefreiten mit Zucker gefüllt hatte. „Zucker“, hatte er mir gesagt, „ist Nervennahrung, damit überlebst du lange.“ Bei jeder Rast nahm ich einen kleinen Schluck aus der Flasche, dazu Wasser aus Bächen, Tümpeln und Pfützen, wo immer Wasser zu finden und aus den Händen zu schlürfen war.

Am Abend erreichten wir die Zuckerfabrik in Melnik,⁴ in deren Hof schon Tausende Gefangene lagerten und wo es für jeden ein Stück Brot gab. Die Nacht war kühl, aber erträglich und von den ringum aufgestellten Scheinwerfern hell erleuchtet. Ich zog meine Jacke über den Kopf, um den warmen Atem einzufangen und schlief ein. Der Tag, der beinahe mein letzter gewesen wäre, war nun mein erster als Kriegsgefangener.

Am nächsten Morgen mußten wir zeitig antreten. Und dann standen und warteten wir Stunde um Stunde. Vom Militär waren wir das Warten gewöhnt. „Die Hälfte seines Lebens wartet der Soldat vergebens.“ Endlich geschah etwas. Ein kleiner untergesetzter russischer Offizier, der so viele Orden trug, daß Göring ihn darum beneidet hätte, stieg aus einem erbeuteten Horch-8-Zylinder. Er ging gemessenen Schrittes über den Hof und genoß den Anblick der Gefangenen. Dabei sah er uns im Vorübergehen mit Siegermiene an, so als habe er jeden der hier angetretenen Männer höchstpersönlich eingefangen. Ein Offizier kommandierte auf deutsch: „Stillgestanden!“ und verkündete den stolzen Satz: „Das ist der General, der über Euch gesiecht hat.“

Plötzlich erschien mir das Ganze wie eine Theaterposse, in der ich eine Charginrolle spielte. Jetzt hätten wir eigentlich Lortzings Chor aus „Zar und Zimmermann“ anstimmen müssen: „Heil sei dem Tag, an welchem du bei uns erschie-ien-en, dideldum, dideldum, dideldum. . .“ Doch alles blieb still. Die Soldaten und Offiziere in der Begleitung des Generals riefen ein dreifaches „Urah, urah, urah!“

Aber es klang längst nicht mehr so bedrohlich, wie es an der Front geklungen hatte, wenn sie mit aufgepflanztem Bajonett schreiend angestürmt kamen. Jetzt waren sie nur der Chor aus Lortzings Oper, und der kleine Mann in der Mitte war für einen Tag der Zar.

Nach dieser makabren Vorstellung marschierte der endlose Gefangenenzug weiter, drei Tage quer durch Böhmen. Manchmal gab es ein Stück Brot. Abends wurde in der Kolonne ein Pferd geschlachtet und über offenem Feuer gebraten. Doch ich bekam nur selten etwas ab, ich war zu unerfahren und meistens auch zu müde. Ich schlief ein, bevor Fetzen von dem Fleisch verteilt wurden.

⁴ In Melnik (tsch. Mělník, Mittelböhmischer Kreis), einer Stadt 35 km nördlich von Prag an der Mündung der Moldau in die Elbe, wurde später auch eines der größeren deutschen Kriegsgefangenenlager in der Tschechoslowakei eingerichtet (s. Böss, S. 204).

Eines Morgens erlebte ich nach dem Aufwachen eine Überraschung. Einige Männer hatten sich aus Stoffresten, die sie wer weiß woher ergattert hatten, Farben und Kokarden an die Uniformjacken genäht. Von den meisten wußte ich nicht einmal, was sie bedeuten sollten. Sie trugen gelb-rot, blau-weiß, rot-weiß-rot und rot-weiß-blau. Von Tag zu Tag wurden es mehr, die sich auf solche Art dekorierten. Sie waren nun keine Deutschen mehr, sondern Bayern oder Badenser, Schleswiger oder Schlesier. Das Deutsche Reich, das eben noch einen barbarischen Krieg geführt hatte, zerfiel vor meinen Augen in die Kleinstaaten, aus denen es erst 1871 entstanden war. Wer südlich von Dresden oder in der Lausitz zu Hause war, nähte sich eine tschechische Kokarde an die Brust. Besonders die Sudetenländer hatten nie „heim in Reich“ gewollt. Die Oberschlesier waren wieder Polen, ohne zu fragen, ob die sie überhaupt haben wollten. Die Saarländer optierten für Frankreich, was sie 1935 entschieden abgelehnt hatten. Und die Küstenbewohner wollten wieder zu Dänemark oder noch besser zu Schweden, wie zu Zeiten des Dreißigjährigen Krieges. Keiner wollte mehr Deutscher sein. Selbst der Nationalsozialistische Führungsoffizier (NSFO) unseres Bataillons, der im April noch drei Männer erschießen lassen wollte, weil man in ihrer Unterkunft bei Weißwasser⁵ Zivilklamotten gefunden hatte, war nie Deutscher gewesen. In der Tat war er Österreicher und gehörte somit zu den von Deutschland überfallenen Völkern, die den Krieg, wenn auch nicht direkt gewonnen, so doch auch nicht verloren hatten.

Ziemlich fassungslos sah ich diesem plötzlichen Wandel zu. Ich kam aus Mitteldeutschland, aus Mansfeld. Ich fühlte mich als Deutscher, als Preuße vielleicht noch, aber das war eher schlimmer. Es war offensichtlich. Ich, der mit sechzehn Jahren zur Heimatflak und mit achtzehn zur Wehrmacht gekommen war, ich hatte den Krieg verloren, ich war der Schuldige! „Ihr Deutschen“, sagte mein Offizier, „Ihr habt uns in die ganze Scheiße hineingeritten.“

Es hat lange gedauert, bis ich diesen Schock überwunden hatte, bis ich die Tatsache, daß ich offensichtlich all die Zeit in einer Art Fremdenlegion gedient hatte, unter lauter Ausländern, mit Humor sehen konnte. Im Sammellager Zittau, das wir nach drei Tagen erreichten und in dem wir erst einmal bleiben sollten, zeigte sich ohnehin, daß wir alle gleich waren. Die Russen fragten nicht nach Farben und Kokarden. Die verblichen langsam oder wurden schamhaft abgenommen.

Sommer in Zittau

Den Sommer 1945 verbrachten wir am Rande der sächsischen Kleinstadt Zittau, wo ehemalige Kasernen zu einem riesigen Gefangenenlager umfunktioniert worden waren.⁶ Wir sahen im Tal die Stadt, ohne etwas von ihrem Leben

⁵ Sorbisch: Bela Woda, Kreisstadt in der sächsischen Oberlausitz.

⁶ Böss (S.19): „In Zittau befanden sich die (zeitweise) 18000–20000 Gefangenen in früheren Wohn- und Werkstättenblocks der Luftwaffe.“ Zittau liegt an der Lausitzer

zu erfahren, und wir sahen den Straßen nach, die irgendwohin am Horizont in die Freiheit führten. Unser Leben wurde bestimmt von den Mahlzeiten, die ein ständiges Hungergefühl hinterließen, und von den wilden Gerüchten, die jedes Außenkommando mitbrachte, das aus irgendwelchen Gründen für kurze Zeit das Lager verlassen hatte. Die Vorstellung, daß man so viele Männer nicht untätig im Lager festhalten könne, während draußen auf den Feldern die Ernte reifte, ja, daß man das reife Korn doch nicht umkommen lassen könne, nährte immer wieder die Hoffnung der Gefangenen auf eine baldige Entlassung. Doch mit der Zeit verblaßte auch diese Hoffnung, und mit der letzten Sommeronne schwand sie vollends dahin.

Einige ehemalige Wehrmachts-Zahlmeister hatten den Sold des ganzen Regiments im Tornister. Sie schliefen nachts darauf, wie alte Frauen auf ihrem Sparstrumpf. Niemand durfte wissen, was sich in ihrem Tornister befand. Tagsüber spielten sie stundenlang Karten, um ihren Platz nicht verlassen zu müssen; einen Pfennigskat, wie ihn die Männer bei uns im Dorf in der Schenke gespielt hatten. Jeder höhere Einsatz hätte sie verraten können. Ich sah manchmal zu, weil ich wohl ganz gut Skat spielte, aber nicht die Tage damit verbringen wollte; denn die Spieler kannten keine Pause.

Eines Tages kam einer aus unserem Saal, in dem über hundert Leute lagen, von einem Außenkommando zurück. Er brachte die Neuigkeit mit, daß das deutsche Geld ungültig sei und man keinen Kanten Brot mehr dafür bekäme. Sie waren, wie sich herausstellte, hinter der Neiße gewesen, und hier wurde inzwischen mit polnischem Geld bezahlt. Deutsches Geld wollte niemand mehr. Ihre Mitteilung hatte im Lager ungeahnte Auswirkungen. Das Geld, das gestern noch Reichtum, Startkapital für die Zeit nach der Gefangenschaft bedeutet hatte, das seine Besitzer sorgsam vor den Mitgefangenen verborgen hatten, war von einer Minute auf die andere wertlos geworden. Man brauchte nicht mehr darauf zu schlafen, seinen Besitz nicht mehr geheimzuhalten. Man konnte sich damit den Hintern wischen. Es war Spielgeld, Makulatur.

Nun spielten die Skatbrüder aus Jux um tausend Mark und mehr. Die totale Inflation war ausgebrochen, schlimmer als in den zwanziger Jahren. Die Enteignung der Regiments-Zahlmeister, die bemüht waren, die Herkunft des Geldes zu verschleiern, die große Umverteilung des Reichtums hatte begonnen. Das Geld wechselte achtlos seine Besitzer. Das dauerte ein paar Tage. Ein Kommando fuhr nach draußen, diesmal in das zur sowjetischen Besatzungszone gehörende Zittau. Und dort war das Brot zwar teuer, war aber immerhin für das alte Geld zu haben. Diese Nachricht wirkte sich im Lager noch verheerender aus als die erste. Das Geld war ja noch da; es befand sich nur in anderen Händen. Die ehemaligen Besitzer fühlten sich betrogen, aber sie hüteten sich auch, es zu entschieden zurückzufordern. Sie hätten ja seine Herkunft erklären müssen. So suchten sie nach Ausflüchten, die ihnen helfen sollten, es zurückzu-

Neiße, die hier die Grenze zwischen der SBZ und den unter polnische Verwaltung gestellten Gebieten bildete.

bekommen, ohne daß sie sich verraten mußten. Und die anderen, die es hatten, fanden Gründe, es nicht wieder herzugeben. Tumultartige Szenen spielten sich ab, und nur die Angst vor den Russen verhinderte in diesen Tagen Schlimmeres. Nach ein paar Tagen spielten sie wieder friedlich miteinander Skat, nun aber wieder um einen halben Pfennig. Doch soweit ich mich erinnere, kam niemand dazu, von diesem Geld irgendwann ein Stück Brot zu kaufen.

Während die Skatspieler ihren Spielgewinn in Gedanken in zwei Scheiben Brot umsetzten, hatte ich begonnen, meine Tage mit Marschübungen zu verkürzen. Ein sächsischer Unteroffizier aus Leipzig und Kurt, ein um ein paar Jahre älterer Freund aus meinem Dorf, den ich schon in Böhmen getroffen hatte, überzeugten mich, daß man etwas tun müsse, um nicht völlig steif zu werden. Den im Lager vielzitierten Spruch „Jede Bewegung schwächt!“, der davon ausging, daß der Mensch im Liegen die wenigsten Kalorien verbraucht, hielten die beiden für Unsinn und das ständige Nichtstun für demoralisierend. Im Gegensatz zu Strafgefangenen im Gefängnis, die immer nur eine kurze Freistunde haben, in der sie sich an der frischen Luft bewegen dürfen, konnten wir zu jeder Zeit auf dem großen Kasernenhof herumlaufen. Wir nutzten diesen Vorzug; denn sonst gab es nicht allzuviel, was uns von Strafgefangenen unterschied. Mit zwei bis drei Runden am Tag fingen wir an. Das waren immerhin zwei bis drei Kilometer. Im Laufe der Zeit steigerten wir unsere tägliche Marschleistung auf fünf bis sieben Umrundungen des Kasernenhofes. Der Hunger war danach auch nicht größer als sonst. Aber wir schliefen nachts besser und hatten das Gefühl, etwas für unsere Gesundheit getan zu haben, wenn andere uns dafür auch auslachten.

Anton Krawczyks Entdeckung

Der Obergerfreite Anton Krawczyk aus Hindenburg, der von diesem Tage an darauf bestand, aus Zabrze⁷ zu sein, hatte die Soldaten mit den vierspitzigen Mützen als erster entdeckt. Und er wußte auch sofort, was ihre Anwesenheit bedeutete: In dieser Septembernacht waren wir, ohne es zu merken, aus sowjetischen zu polnischen Kriegsgefangenen geworden. Die polnische Armee hatte das Sammellager in Zittau in Besitz genommen. Die Russen waren weg. Ver-

⁷ Das 1305 erstmals urkundlich erwähnte Dorf Zabrze entwickelte sich im 17./18. Jahrhundert zu einem Zentrum des oberschlesischen Kohlebergbaus sowie der Hüttenindustrie. 1915 wurde Zabrze nach Paul von Beneckendorff und Hindenburg benannt. Hindenburg, geb. am 2.10.1847 in Posen, gest. am 2.8. 1934 in Neudeck (Westpr.), Reichspräsident seit 1925, war seit 22.8. 1914 Oberbefehlshaber der 8. Armee in Ostpreußen, die die Truppen der russischen Nordwestfront bei Tannenberg und an den Masurischen Seen schlug. Nach weiteren Siegen als „Oberbefehlshaber Ost“ (seit 1.11. 1914, Ernennung zum Generalfeldmarschall am 27.11.) wurde Hindenburg zum volkstümlichsten deutschen Heerführer des Ersten Weltkriegs. Unter polnische Verwaltung gekommen, wurde die Stadt Hindenburg 1945 wieder in Zabrze rückbenannt.

schwunden waren die mit ihren Maschinenpistolen herumfuchtelnden Posten in den zerknitterten Russenkitteln, den ungeputzten Stiefeln und den verwaschenen Käppis. Abgezogen waren die Offiziere vom NKWD, die immer ein Hauch von Sibirien umgab. Mit ihnen war auch das Gespenst verschwunden, das die Gefangenen nachts heimsuchte: die Angst vor Sibirien. Polen, das war nicht so weit, nicht so groß und nicht so kalt.

Erst später, als wir auf dem Kasernenhof antreten mußten und zum erstenmal in der Sprache der neuen Herren gezählt wurden: „Raz, dwa, trzy. . .“, begann ich über die Veränderungen nachzudenken, die in dieser Nacht mit uns geschehen waren und die möglicherweise mein Leben für eine längere Zeit in höchst ungewisse Bahnen lenken würden. Die Posten zählten lange. Sie konnten sich offenbar nicht einigen, wie viele Gefangene sie an diesem Morgen gemacht hatten. Außerdem wurde wohl noch eine hochgestellte Persönlichkeit erwartet. Die Offiziere rannten abwechselnd aufgeregt zum Tor, das in den bunten Farben russischer Triumphbögen bemalt war, und kamen stets achselzuckend zurück. Für uns bedeutete das, weiter zu warten. Eine plötzliche Unruhe auf dem Kasernenhof unterbrach meine Gedanken. Am Tor wurde es lebhaft. Ein hochgewachsener Mann im dunklen Ledermantel kam, eskortiert von einigen Offizieren und Zivilisten, auf den Appellplatz. Der sich da breitbeinig vor uns aufstellte, die wir noch immer, aufgereiht nach Häusern und Sälen angetreten standen, das war kein General, der uns besiegt hatte. Er wurde auch nicht vorgestellt, wie der General in Melnik. Er begann sofort seine Rede, die voller Drohungen war, die mir angst machten. Der Mann, der einen Ledermantel wie die deutschen Fliegeroffiziere in der Wochenschau trug, sprach ein besseres Deutsch als unser Oberschlesier aus Hindenburg-Zabrze. Doch der Ton, in dem er zu uns sprach, klang nach Unheil. Es war seine Arroganz, die mich erschreckte, die zynische Art, in der er die Worte betonte und dabei über uns hinweg sah. Er sprach vom „Hitlerismus“, ein Wort, das ich noch nie gehört hatte, und über die Verbrechen, die in Polen verübt wurden. Er sagte, daß wir, die wir hier angetreten waren, dafür bestraft werden müßten. Er sprach von Arbeit und Wiedergutmachung, von Schuld und Strafe. Doch es war nicht in erster Linie das, was er sagte – das vielleicht auch, denn ich war mir keiner Schuld bewußt, schon deshalb, weil ich nie in Polen gewesen war. Es war mehr die Art, wie er es sagte, die mich in der Morgensonne frieren ließ.

Zuletzt verkündete er, daß jeder von uns auf seine Uniformjacke ein großes N gemalt bekäme. „Dieses N“, sagte er, „heißt Nürnberg, wo der Hitlerismus geboren und gestorben ist.“ Ich verstand nicht, was das heißen sollte, aber Anton Krawczyk aus Zabrze klärte uns auf, daß dieses N für Niemiec steht, was auf polnisch Deutscher heißt. Es war das Echo auf das P, das die polnischen Zwangsarbeiter während des Krieges in Deutschland hatten tragen müssen. Nun waren wir die Zwangsarbeiter. Und unser N war größer, über den ganzen Rücken gemalt, daß man uns von weitem erkennen konnte und niemand auf die Idee käme zu fliehen.

Zu Fuß nach Polen

An einem der ersten Oktobertage wurden wir in aller Frühe geweckt und aufgefordert, allen Besitz mitzunehmen. Wir dachten zunächst, daß wir wieder einmal gefilzt werden sollten, obwohl es fast nichts mehr zu filzen gab. Mancher überlegte, was er am Schlafplatz zurücklassen sollte. Ich brauchte mir solche Gedanken immer noch nicht zu machen. In einem alten Wehrmachtsbrotbeutel fand meine ganze Habe Platz. Ich zog den Brustwärmer aus Grimmer,⁸ der mir nachts als Kopfkissen diente, unter die Uniformjacke, setzte die Mütze auf und ging, ohne mich noch einmal umzusehen, zum Appellplatz.

Über der Stadt und dem Land lag noch die Nacht, nur der Kasernenhof war grell erleuchtet. Nach dem Abzählen, das sich wie immer in die Länge zog, wurde uns mitgeteilt, daß es jetzt zur Arbeit nach Polen ginge. Was hatten sie mit uns vor? Nur wenige von uns hatten etwas gelernt, das ihnen beim Aufbau ihrer Städte hätte von Nutzen sein können. Körperlich durch die Monate im Hungerlager erschöpft, aus Angst vor der ungewissen Zukunft in Apathie und Resignation verfallen, abgestumpft, verbittert und nur aufs nackte Überleben bedacht, ergab sich jeder still seinem Schicksal. Immer wieder ermahnten die Posten, in der Reihe zu bleiben, und drohten, jeden zu erschießen, der zu fliehen versuchte.

Langsam wie eine träge Schlange setzte sich der schier endlose Zug in Bewegung. Drüben über Schlesien zog mit dem ersten hellen Streifen am Horizont ein neuer Tag herauf, dem die dumpf vor sich hintrottende Kolonne entgegenging. Bei allem, was er noch bringen sollte, hatten wir Glück mit diesem Tag. Es war keiner von jenen naßkalten Herbsttagen, an denen die Kälte schon am Morgen in die Knochen dringt. Kaum ein Gefangener hätte sich mit seiner Kleidung, mit der er im Frühling in Gefangenschaft geraten war, gegen die Kälte und Nässe eines rauen Oktobertages schützen können. So aber fiel bald der erste Sonnenstrahl auf die Männer, die in Viererreihen über die menschenleere Landstraße zogen. Ich ging neben den beiden, mit denen ich täglich den Zittauer Kasernenhof umrundet hatte. Bei aller Unterernährung nach dem Hungersommer war ich in einigermaßen guter Verfassung und nahm die ersten Kilometer gelassen hin. Meine Schuhe, die ich noch im April in Niesky⁹ neu von der Kleiderkammer empfangen hatte, waren gut eingelaufen. Gepäck hatte ich nicht zu tragen, ein Gewehr auch nicht, und allzuweit würden wir schon nicht laufen müssen. Es waren doch auch Ältere und Schwächere unter uns.

Rechts und links liefen im Abstand von zehn Metern die Posten. Sie trugen eine gerollte Decke über der Schulter, die an der Hüfte zusammengebunden war. Dazu das Gewehr, das sie waagrecht wie ein Jäger trugen, den Riemen über der Schulter und die Hand am Schaft.

⁸ Gereizter Wollstoff, einseitig geschlingt.

⁹ Sorbisch: Niska, Kreisstadt in der sächsischen Oberlausitz.

Niemand von uns ahnte, wohin es ging. Und wenn sie uns den Namen des Ortes genannt hätten, er wäre mir vermutlich fremd gewesen, obwohl es zu dieser Zeit noch kaum polnische Bezeichnungen für die Städte und Dörfer in Schlesien gab. Wo es möglich war, mied unser Zug die Dörfer, und wo es sich nicht umgehen ließ, waren die Straßen leer, die Fenster geschlossen. Kühe und Schweine brüllten manchmal in den Ställen. Einen menschlichen Laut habe ich nicht gehört. Ein Vorauskommando hatte offenbar die hier noch weitgehend deutsche Bevölkerung von der Straße gejagt. Vielleicht hatten die Menschen es auch von sich aus vermieden, dem Elendszug zu begegnen, wenn sie nicht den Mann oder den Sohn unter den müde dahintrottenden Gestalten vermuteten. Doch selbst das hätte ihnen nichts genützt, weil die Posten vor jedem Dorfeingang dafür sorgten, daß wir so dicht wie möglich aufrückten und keiner zurückblieb.

Gegen Mittag machten wir auf einer großen Wiese halt. Die Posten schwärmten aus, besetzten den Waldrand und sicherten das Terrain. Es gab eine dünne Suppe, und wir konnten uns hinsetzen, sogar hinlegen. Einige zogen ihre Stiefel oder Schuhe aus. Doch das war ein Fehler, weil die geschwellenen Füße danach nicht wieder hineinpassen wollten. Auch die Meinung, daß Strümpfe besser seien als Fußlappen, wurde an diesem ersten Tag schmerzhaft widerlegt. Die Sanitäter hatten bald alle Hände voll zu tun, die ersten Blasen an Zehen und Fersen zu verarzten. Dann kam der Befehl weiterzumarschieren. Die ersten Kilometer waren eine Tortur. Ich überschlug, daß wir seit dem Morgen etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Kilometer zurückgelegt haben mußten. Auf dem weiteren Weg sprach kaum noch jemand ein Wort. Jeder war nur noch darauf bedacht, den Anschluß nicht zu verlieren. Hin und wieder stießen die Posten mit dem Gewehrkolben nach, wenn jemand müde wurde. Mein sächsischer Unteroffizier versuchte uns immer wieder Mut zu machen. So einen Mann hätte ich später im Lager oft gebrauchen können, aber ich weiß nicht einmal, wo er abgeblieben ist. „Wir halten uns“, sagte er, „uns schaffen sie nicht.“ Ich erinnerte mich an den Spruch, den uns unser Klassenlehrer mit auf den Weg gegeben hatte, als wir im Sommer 1943, sechzehnjährig, in die Flakstellung ausrückten: „Aushalten, haushalten und Maul halten!“ Das ist vielleicht keine Weisheit fürs Leben, aber in der Situation, in der ich mich an diesem Tag befand, konnte sie einem schon über das Schlimmste hinweghelfen.

Nach der nächsten Rast, die ich auf Anraten meines sächsischen Freundes stehend an einen Baum gelehnt verbracht hatte, mußten die Posten viele der müden Gestalten mit dem Gewehrkolben hochtreiben. Ich hörte Flüche und Schreie. Doch das eine wie das andere ging an mir vorbei. Wie in Trance setzte ich einen Fuß vor den anderen. Ich sah nichts mehr als meinen Vordermann und das Straßenpflaster. Langsam wurde es dunkel. Einmal dachte ich, was eigentlich würde geschehen, wenn du einfach in den Wald rennst und still liegenbleibst. Doch ich wußte, daß das Selbstmord wäre. Die Posten waren am Abend noch verstärkt worden. Einige müssen es dennoch versucht haben, denn ab und zu hörte man Schüsse, die im Wald widerhallten. Dann wurde es

wieder still. Der eine oder andere, der zurückblieb, wollte wohl gar nicht fliehen; er konnte einfach nicht mehr. Aber wie sollten die Posten den Unterschied zwischen Schwächeanfall und Fluchtversuch in der Dunkelheit unterscheiden.

Es muß lange nach Mitternacht gewesen sein, als wir am näher kommenden Scheinwerferlicht ein Gefangenenlager erkannten. Es war ein ehemaliges deutsches Gefangenenlager in Lauban in Schlesien.¹⁰ Wir hatten an diesem Tag nahezu fünfzig Kilometer zurückgelegt, in fast zwanzig Stunden. Nun bekamen wir Baracken zugewiesen, in denen wir uns ausstrecken konnten. Es gab eine warme Kaffeebrühe und ein Stück Brot. Als wir endlich zur Ruhe kamen, war es schon bald wieder Morgen. Man ließ uns schlafen. Nach Stunden erst, als die Füße ein bißchen abgeschwollen waren, zog ich die Schuhe aus und legte sie mir unter den Kopf, denn sie waren das Wertvollste, was ich besaß.

Einen Tag hatten wir Ruhe, dann ging der Marsch weiter. Wieder vom frühen Morgen bis in die Nacht. Das Ziel hieß diesmal Neuhammer am Queis. Ich hatte den Namen noch nie gehört. Von den Russen in den ersten Monaten als Sammellager genutzt, wurde es noch immer von ihnen verwaltet.¹¹ Man sah es an den bunten Bretterzäunen und schmeckte es am Brot. Der Anblick der russischen Soldaten machte mir wieder angst. Vielleicht doch noch Sibirien? Aber die polnischen Posten blieben.

Gezählt wurden wir erst in Sagan,¹² das wir zwei Tage später erreichten, nach einem weiteren Marsch, der mir länger vorkam, als er heute auf der Landkarte aussieht. Wieviele mögen gefehlt haben? Wie werden die Posten ihren Vorgesetzten ihr Fehlen erklärt haben? Die auf dem Marsch umkamen, hatten keinen Namen, nicht einmal eine Nummer. Eigentlich werden sie gar nicht gefehlt haben, denn es waren die Schwachen, die die Strapazen nicht aushielten und so auch für die Arbeit nicht getaugt hätten.¹³

¹⁰ Poln.: Luban. Das sowjetische Gefangenenlager Lauban in der ehemaligen deutschen Kaserne mit zeitweise 15000–20000 Kriegsgefangenen war am 23. 9. 1945 in polnische Verwaltung übernommen worden, „und einen Monat später marschierte das gesamte Lager in vier Marschsäulen nach Neuhammer ab.“ (Gefangenenbericht zit. n. Böss, S. 19).

¹¹ „Anfang Oktober übergaben die Russen das komplette Lager an die Polen und zogen ab. Die Insassen der Lager Christianstadt, Zittau und noch eines Lagers, dessen Namen mir entfallen ist, wurden in Neuhammer zusammengezogen und dann nach Sagan zu Fuß abtransportiert. Nach Polen müssen nach meiner Schätzung – ich sah die Kriegsgefangenen aus den anderen Lagern nachts in Neuhammer einmarschieren, von berittenen polnischen Posten begleitet – wenigstens 70000–80000 Mann abtransportiert worden sein. Aus Neuhammer unmittelbar gingen wenigstens 25000–30000 Mann nach Polen.“ (Gefangenenbericht zit. n. Böss, S. 18).

¹² Sagan hatte ein Ost- und ein Westlager mit insgesamt (zeitweise) 20000–30000 Gefangenen, darunter etwa 2500 ehemalige Angehörige der Waffen-SS (Böss, S. 19).

¹³ Böss (S. 19) zitiert einen Gefangenenbericht: „Auf dem Marsch vom Lager Zittau nach Sagan (3–4 Tage und Nächte) wurden infolge Erschöpfung oder Fluchtversuchen Kameraden von polnischen Begleitsoldaten erschossen. Ich habe einzelne Szenen selbst beim Marsch sehen können.“

Protokoll für einen Toten

Am Abend des siebten Tages nach unserer Abfahrt aus Sagan hielt der Güterzug mit einigen hundert Gefangenen auf einem kleinen Bahnhof am Rande der Welt.

Eine Woche lang war unser Zug herumrangierte und hin- und hergefahren worden. Nach einem Tag waren wir in Breslau, am nächsten kurz vor Posen, und nach drei Tagen hatten wir es aufgegeben herauszubekommen, wo wir uns eigentlich befanden. Da wir das Ziel nicht kannten, waren die Stationen ohne Bedeutung. Außerdem wurden wir von Tag zu Tag apathischer, und das Interesse an solchen Informationen sank mit den schwindenden Kräften. Das halbe Brot, das jeder in Sagan bekommen hatte, und der Kochgeschirrdeckel voll Zucker waren längst, meist schon am ersten Abend, aufgegessen. Danach hatte es nur noch ab und zu eine dünne Suppe und Wasser gegeben.

In den ersten Tagen war der eine oder andere aufgeregt an die vergittete Luke gerannt, wenn der Zug hielt. Manche wollten wissen, wo wir uns befanden, um Prognosen für die weitere Fahrt zu geben. Einmal standen wir lange am Rande einer größeren Ortschaft. Es war noch außerhalb des Bahnhofs, und wir konnten nicht erkennen, wie der Ort hieß. Eigentlich war es auch egal. Es wurde schon dunkel, denn es war Oktober, wo die Nacht schon früh hereinbricht. Wie bei jedem Halt hofften wir, daß es etwas zu essen geben würde. Aber es gab nichts. Wieder nichts. Wie sollte es auch? Wahrscheinlich wußte hier niemand, daß an diesem Abend ein Zug deutscher Kriegsgefangener bei ihnen Station machen würde. Vermutlich gab es nicht einmal einen Fahrplan, der unser Kommen signalisiert hätte. Alles war Zufall auf dieser Fahrt durch zerstörte Städte, verwüstete Felder und menschenleere Dörfer. Wo sollte es da eine Küche geben, die für so viele Menschen hätte kochen können? Wo einen Bäcker, der soviel Mehl hatte, um für uns alle Brot zu backen? Wir stellten solche Fragen nicht. Wir hatten Hunger. War es nun Unfähigkeit der Sieger, Gemeinheit, Schikane oder einfach „polnische Wirtschaft“, daß wir wieder nichts bekamen? Resigniert kehrten die Neugierigen von der Luke zurück. Einige hielten weiter Ausschau nach Zivilisten, mit denen man hätte etwas tauschen können.

Ich besaß nichts weiter als einen Füllfederhalter von der Firma Pelikan und einen kleinen goldenen Ring, den ich von meiner Freundin als Talisman bekommen hatte, als ich an die Front mußte. Unser Oberschlesier tauschte beides bei einem abendlichen Halt auf einer kleinen Station gegen ein Brot – ein halbes für Ring und Federhalter und ein halbes für den Dolmetscher, der das Geschäft vermittelt hatte. So soll es der polnische Pan¹⁴ bestimmt haben. Der Dolmetscher rief etwas auf polnisch und der Mann, der meine Sachen erstanden hatte, nickte. So mußte es wohl seine Richtigkeit haben. Ich fühlte mich

¹⁴ Poln. für Herr.

von dem Oberschlesier betrogen. Aber was hätte ich machen sollen, wenn ich nicht riskieren wollte, daß der Posten auf uns aufmerksam wurde und mir das halbe Brot auch noch abnahm. Später habe ich manchmal gedacht, daß mich das halbe Brot vielleicht vor dem Verhungern bewahrt hatte. Und dann war es eigentlich nicht zu teuer bezahlt.

Nach diesem Geschäft hatte ich nichts mehr zu tauschen. So brauchte ich auch nicht mehr aufzustehen, wenn der Zug hielt. Das Stroh, das wir in Sagan bekommen hatten, war jetzt, wo es dreckig war, so dünn, daß wir längst auf blanken Brettern lagen. Es war Oktober, und durch die offenen Luken kam es nachts empfindlich kalt herein. Aber immerhin ließen sie ein bißchen frische Luft in den stinkenden Waggon. In der Mitte stand ein Kübel, auf dem achtzig Männer ihre Notdurft verrichteten und der bei jedem Halt gelehrt wurde. Manchmal durften wir aussteigen und vor dem Waggon hin- und herlaufen. Doch immer weniger machten von dieser Vergünstigung Gebrauch. Sie waren einfach zu matt dazu.

Nach sechs Tagen hatte ich keinen Hunger mehr, keinen Durst und keine Wünsche. Meine Träume von Schokoladenpudding und Butterbrötchen waren Fieberphantasien gewichen, in denen ich vor mich hindämmerte. Auch die nächtliche Kälte quälte mich nicht mehr. Mir war wohligh warm. Ich sah das Dorf, in dem ich wieder Kind war, und die Menschen, die ich kannte und doch nicht erkannte.

Langsam lösten sich die Traumgestalten auf, die Konturen schwanden, und es blieben nur noch Farben, von hellem Rot über strahlendes Blau bis zu einem leuchtenden Lila, das langsam immer dunkler wurde. Ich war dem Ziel ganz nahe, jener anderen Welt, in der es keine Gefangenentransporte, keine schreienden Posten, keinen Hunger, keinen Durst, keine Angst und keine Schmerzen mehr gibt.

Der Pfiff einer Trillerpfeife und der Puff meines Nebenmannes holten mich ins Leben zurück. Alle drängten zur offenen Waggontür. Draußen brüllten die Posten. Das Kommando verstanden wir schon: Schnell, schnell! Sie trieben zur Eile, als ob wir ein paar Minuten von den sieben sinnlosen Tagen wieder aufholen mußten. Der Bahnhof war klein, grau und menschenleer. Auf dem Stationsschild stand der unaussprechliche Namen BRZESZCZE.¹⁵ Wie sollten sieben Konsonanten, verbunden durch zwei E, ein sprechbares Wort ergeben?

¹⁵ Ort 8 km südwestlich von Auschwitz. Das Kriegsgefangenenlager Brzeszcze lag im Kohlendistrikt I Nikolai (Mikołów), dessen Kriegsgefangene vorwiegend in den Gruben Andreas 2 (in Jawiszowice), „Bierut“, „Jan Kanty“ und „Leopold“ arbeiteten. Die deutschen Kriegsgefangenen im oberschlesischen Kohlenrevier waren zum größten Teil in Barackenlagern (Holz- oder Steinbaracken) untergebracht. Die Lager waren sämtlich unter deutscher Verwaltung während der Kriegsjahre als Kriegsgefangenen-, RAD- und KZ-Lager errichtet worden. Bei Brzeszcze handelte es sich um ein ehemaliges Außenlager von KL Auschwitz, das am 19.2. 1949 aufgelöst wurde (Böss, S.116 und S.123). Es war dem C.O.P. (Zentralarbeitslager) Jaworzno zugeordnet, ebenfalls ein ehemaliges KL, etwa 20 km südöstlich von Kattowitz gelegen, hierzu Näheres bei Böss, S.176 ff.

Warum eigentlich sollte ich mir diesen Namen merken? Wer konnte schon sagen, wie lange wir hier wieder bleiben würden?

Inzwischen hatten die Polen ihre Lieblingsbeschäftigung wieder aufgenommen: Sie zählten: „Raz, dwa, trzy. . .“ Langsam kam ich zu mir und verfolgte das Treiben auf dem Bahnsteig mit stoischer Gelassenheit. Irgend etwas schien nicht zu stimmen. Öfter als gewöhnlich – und das war meist schon oft genug – begannen sie die Zahlenreihe von vorn. Es wurde offensichtlich: Einer fehlte.

Der Abend war empfindlich kalt. Das Stehen fiel uns nach den Tagen im Viehwaggon schwer, und die Polen zählten noch immer. Endlich trugen zwei Polen einen Soldaten aus unserem Waggon. Ich erkannte ihn. Er hatte nicht weit weg von mir gelegen, ein älterer, stiller Mann. Sie legten ihn in die letzte Reihe. Er war tot. Nun stimmte die Zahl wieder. Es konnte losgehen. Doch nichts geschah. Wir blieben stehen. Ein Offizier, der uns hier erwartet hatte, fuhr mit einem uralten Motorrad davon, um bald darauf mit einem Zivilisten auf dem Sozius zurückzukommen. Der Zivilist war offenbar ein Arzt, denn er begann sofort, den Toten zu untersuchen. Dann sagte er etwas zu dem Offizier, und der nickte. Darauf kramte der Arzt umständlich einen Schein aus seiner Behandlungstasche, den er ausfüllte und dem Offizier übergab. Wir fluchten leise, weil wir noch immer in der Kälte stehen mußten, wo es nun auch noch ganz sacht zu regnen anfang. Dennoch war in diesen Minuten etwas Unvorstellbares geschehen: Für einen einzigen Toten wurde ein Protokoll angefertigt, unterschrieben von einem Arzt und einem Offizier. Wie viele Tote hatten wir in den letzten Jahren begraben, liegen lassen müssen zwischen den Fronten, ohne daß ihnen auch nur einer den Puls gefühlt hätte. Mir war noch im April ein Mann auf dem Rücken gestorben, als ich ihn, der stöhnend am Boden lag, zum Verbandsplatz schleppen wollte. Niemand interessierte sich mehr für ihn. Er kam zu den anderen, die es alle nicht überlebt hatten. Und nun wurde für einen Toten ein Protokoll geschrieben. Plötzlich war da eine Hoffnung in mir, eine vage Vorstellung vom Frieden. Und es war wohl kein Zufall, daß dieser Frieden für mich mit einem Toten begann, nach allem, was geschehen war.

Auschwitz 8 Kilometer

Es dämmerte schon, als wir endlich den Bahnhof verließen, den in der ganzen Zeit, die wir hier gestanden hatten, kein einziger Zug passiert hatte. Nach ein paar hundert Metern bog links die Straße ab, die ins Dorf führte. Ein Straßenschild verkündete uns: „Oświęcim 8 Kilometer“. „Oświęcim“, sagte unser Oberschlesier, „das ist Auschwitz. Wir kommen nach Auschwitz.“ Die ohnehin nicht sehr gesprächigen Männer wurden noch stiller. Jeder hing seinen Gedanken nach. Ganz gleich, was einer von Auschwitz wußte, was er darüber gehört, geglaubt oder verdrängt hatte, was er wissen wollte und wovor er all die Jahre seine Ohren verschloß: Das Wort Auschwitz ging keinem mehr aus dem Kopf. Das Straßenschild hatte die Vergangenheit wiederaufleben lassen, an die nie-

mand in der Kolonne erinnert werden wollte. Der Name „Auschwitz“ flößte mir Furcht ein, eine dumpfe, unbestimmte Angst vor einem Unheil, dem ich nicht mehr ausweichen konnte.

Hinter mir sagte jemand halblaut: „Wenn wir in ein Lager kommen, das die Deutschen gebaut haben“, ich glaube, er sagte sogar „die Unseren“, „dann wird dort wenigstens Ordnung herrschen“. Doch ich spürte, wie Kälte in mir hochkroch, eine Kälte, die von innen kam und angst machte. Ich fühlte mich nicht schuldig. Eher empfand ich mich als Geisel. Aber auch das war nicht gerade tröstlich; denn ich ahnte, daß sie sich an die Geiseln halten würden.

Hinter einer Straßenbiegung begann das Dorf: niedrige, unverputzte Häuser, wie fast überall in Oberschlesien. Sie waren den Bergmannssiedlungen bei uns im Mansfeldischen ziemlich ähnlich. Die Straße war menschenleer. Ab und zu flatterte ein Huhn auf und rannte in den nächsten Hof. Nur vor einem Haus stand eine Frau. Sie war von massiger Gestalt, was durch den langen dunklen Rock aus derbem Stoff und das breite Schultertuch noch unterstrichen wurde. Ein Kind auf dem Arm und je eines links und rechts dicht an den Rock geschmiegt, wirkte sie wie eine Glucke, die ihre Küken unter die Flügel nimmt, um sie vor drohenden Gefahren zu schützen. So muß sie es auch empfunden haben, denn als wir die Höhe erreicht hatten, von der aus sie den Zug übersehen konnte, schrie sie in einem schrecklich schrillen Ton immer wieder ein und denselben Satz, der erschrocken und drohend zugleich klang: „Jetzt kommen die Mörder von Auschwitz!“.¹⁶ Die Kinder drängten sich noch dichter an sie heran und faßten nach dem Rock, um sich darunter zu verbergen. Doch sie holte sie immer wieder hervor: Sie sollten uns sehen. So stand sie dort auf dem Fußweg, der höher lag als die Straße, wie ein Denkmal. In der Sekunde, in der ich im Marschieren ihr Gesicht sehen konnte, spürte ich den kalten Atem von einem Haß, wie ich ihn selbst bei den Wachposten nie empfunden hatte. Es war ein Haß, der tief aus ihrer Seele kam und der sie befreien oder sie zerstören würde. Ich habe sie in all den Jahren, die ich in diesem Dorf war, nie mehr gesehen. Aber vielleicht hätte ich sie an einem anderen Tag auch nicht wiedererkannt.

Am Ende des Dorfes bog der Zug wieder nach links ab. Es gab erneut einen Halt. Hinter einem hohen Eisentor war das Lager, in das wir gebracht werden sollten. „Also nicht nach Auschwitz“, war mein erster Gedanke, „nicht noch einmal auf die Landstraße.“ Dafür standen wir nun wieder. Es wurde langsam dunkel. Vorn wurde Reihe für Reihe gezählt. Das Zählen war nicht ihre Stärke – das ist das Freundlichste, was man den polnischen Wachposten nachsagen kann, wenn man ihnen nicht pure Schikane unterstellen will. Hier am Lagertor mußte die Zahl stimmen, denn so viele, wie heute hineingingen, mußten irgendwann, tot oder lebendig, wieder herauskommen.

Schrittweise rückte die Reihe vor. Als ich unter dem hell erleuchteten Tor angekommen war, konnte ich über dem Torbogen die Inschrift lesen: „Arbeit

¹⁶ Gebhardt ließ sich den polnisch gesprochenen Satz ins Deutsche übersetzen.

macht frei“. Die Buchstaben waren in Eisen geschmiedet und in der Schrift, wie ich sie aus der „Helbraer Zeitung“ kannte.

Ich wußte an diesem Abend noch nicht, daß diese Inschrift über allen Lagern gestanden hatte, die zum KZ Auschwitz gehörten. So wie sie über Buchenwald und seine Außenlager „Jedem das Seine!“ geschrieben hatten. Und da ich das eine nicht wußte, wußte ich auch das andere nicht: Wir waren in einem Außenlager des KZ Auschwitz, in einem Lager, das die Deutschen gebaut hatten. Die Geschichte hatte uns eingeholt.

Kascha und Kapusta

Es war der Abend vor Allerheiligen gewesen, der 31. Oktober 1945, an dem wir in diesem Lager angekommen waren. Vom Appellplatz aus konnte man die Fördertürme der Schächte sehen. Wie die meisten Kriegsgefangenen, die Polen übernommen hatte, waren wir im oberschlesischen Kohlenrevier gelandet. Insgesamt waren zu Beginn des Winters hier 25000 Gefangene in 51 Lagern untergebracht, ein Teil davon in den ehemals deutschen Gebieten in Beuthen, Hindenburg und Gleiwitz, wo noch viele deutsche Bergleute lebten.¹⁷ Wir hatten es wohl am schlechtesten getroffen. Unser Lager trug für alle, Posten, Dorfbewohner, Steiger und Häuer, das Stigma von Auschwitz.

Heute, aus der Erinnerung, erscheint mir das Lager kleiner als es für 800 Gefangene gewesen sein muß. Auch macht es mir Mühe, den Lagerplan aus dem Gedächtnis zu rekonstruieren. Soweit erinnere ich mich: Links neben dem Lagertor lag die Baracke der polnischen Verwaltung. Hier war der Sitz des Kommandanten, der sich Naczelnik nannte, und der Administratoren. Das waren zwei Brüder, die wohl nicht zu Unrecht im Ruf standen, sich von den mageren Rationen der Gefangenen ein fettes Leben zu machen. Sie waren für die Beschaffung der Lebensmittel zuständig, die damals auch in Polen knapp waren und mit denen sich gute Geschäfte machen ließen. Dann war da noch ein Raum, in dem sich die Posten aufhielten, wenn sie auf die nächste Gruppe warteten, die sie auf eine Arbeitsstelle begleiten sollten.

Ich habe diese Baracke in all den Jahren nur ein einziges Mal betreten, doch immer, wenn ich später Bücher über Konzentrationslager oder sowjetische Straflager gelesen habe, in denen ein Häftling zur Kommandantur befohlen wurde, hatte ich sie deutlich vor Augen.

Links neben der Kommandantur standen zwei kleinere Baracken, die, was ihre Bewohner betrifft, eigentlich nicht zum Lager gehörten. Hier waren unga-

¹⁷ Über Organisation der oberschlesischen Kriegsgefangenenlager, die Lebens- und Arbeitsbedingungen der deutschen Kriegsgefangenen im oberschlesischen Kohlenrevier berichtet Böss, S. 111–191, ausführlich. Ein erster zusammenfassender IKRK-Bericht erwähnt mit Stand vom Oktober 1946 68 Kriegsgefangenenlager mit nahezu 30000 Kriegsgefangenen (Böss, S. 121).

rische Offiziere untergebracht, die nicht mit unserem Transport gekommen waren. In warmen Felljacken oder in ihren von Budapester Uniformschneidern gebauten hellbraunen Uniformen saßen sie vor den Baracken und rauchten. Oder sie spielten eine Art Kegeln. An einem Galgen hing eine Kugel, die man im Halbkreis so werfen mußte, daß sie auf dem Rückschwung die Kegel traf. Das Spiel hat bestimmt auch einen richtigen Namen, aber ich habe es später nie wieder jemanden spielen sehen und mich auch nicht weiter dafür interessiert. Erst jetzt, wo ich mich daran erinnere, fällt es mir wieder ein. Vielmehr beschäftigte mich die Frage, ob die adligen ungarischen Offiziere, die zum großen Teil freiwillig in den Krieg gezogen waren, sich weniger schuldig gemacht hatten als ich, der ich mit achtzehn Jahren eingezogen worden war. Eine Antwort darauf habe ich erst viel später bekommen, aber sie konnte mich nicht befriedigen. Die Ungarn hatten Hitlers Krieg mit geführt, aber nicht mit verloren. Als man in den letzten Jahren des ungarischen Sozialismus oft Witze über „die lustigste Baracke im sozialistischen Lager“ machte, mußte ich manchmal an die beiden Baracken mit den Horthy-Offizieren denken.¹⁸ Die Herren bekamen nun nach unserer Ankunft noch jeder einen deutschen Burschen oder Putzer, ein begehrter Posten, der bei allen längst vergeben war, als ich davon hörte. Im übrigen wurden sie bald entlassen, und ich weiß nicht, wie es ihnen in den ersten Jahren im kommunistischen Ungarn ergangen ist, wenn sie denn dahin zurückgekehrt sein sollten.

Doch zurück zu unserem Lager, das ich dabei war vorzustellen. Rechts vom Tor ging es zum Appellplatz. Besonders in den ersten Wochen war er neben der Baracke unser Hauptaufenthaltssort. Oft wurden wir mehrmals am Tag gezählt, das letzte Mal gewöhnlich am Abend vor der Brotausgabe. Nicht selten zog sich die Prozedur bis in die Dunkelheit hin. Dann wurde das Zählen noch schwieriger. Diese Zählappelle waren gefürchtet. Wir standen, wenn es gut ging, eine Stunde, manchmal aber auch zwei oder drei. Und es wurde Winter. Als einmal ein Gefangener zu fliehen versucht hatte, mußte das ganze Lager zur Strafe vier Stunden auf dem eisigen Appellplatz stehen. Wie an warmen Tagen die Sonne zur Last werden konnte, wenn sie auf den schattenlosen Platz schien, so quälte uns die Kälte, denn die wenigsten von uns hatten etwas Warmes anzuziehen, wie man es hier gebraucht hätte. Wir alle waren doch an einem heißen Maitag in Gefangenschaft gekommen, und niemand hatte damit gerechnet, den Winter in einem polnischen Lager zu verbringen.

¹⁸ Miklós Horthy (1868–1957), auch Nikolaus Horthy von Nagybanya, Reichsverweser Ungarns; österreichisch-ungarischer Marineoffizier und 1918 als Vizeadmiral letzter Oberbefehlshaber der Kriegsmarine; 1920 von der ungarischen Nationalversammlung zum Reichsverweser gewählt; 1937 Regent; schloß Ungarn an die Achse Berlin-Rom an; trat mit Kriegserklärung an die Sowjetunion (27.6.1941) auf deutscher Seite in den Zweiten Weltkrieg ein; seine Versuche der Kontaktaufnahme mit den Westalliierten führten zur deutschen Besetzung Ungarns am 19.3.1944 und Sturz am 15./16.10.1944. Nach Internierung in Bayern 1948 Emigration in die Schweiz, später nach Portugal.

Meine ziemlich zerschlissene Uniformjacke hatte ich auf dem Rückzug noch gegen die fast neue schwarze Jacke eines gefallenen Panzerfahrers eingetauscht. Auf sie wurde nun mit weißer Farbe ein großes N und darunter die Nummer 330 gemalt. Diese Zahl war für die nächsten Jahre mein Name, mein Ausweis, meine Identität. Die Nummer 330 wies mir beim Zählappell meinen Platz zu. Als Nummer „trzysta trzydzieści“ wurde ich zum Arbeitskommando aufgerufen. Bei der Ausgabe neuer Handtücher oder Holzschuhe, beim Antreten zum Essenholen oder zum Entlausen – diese Nummer war ich. Ich war fortan der Kriegsgefangene „trzysta trzydzieści“. So hatte ich mich zu melden, wenn der Posten es verlangte, wenn ich einer neuen Arbeitsstelle zugeteilt wurde, wenn ich ein Paar neue Holzschuhe brauchte, weil die alten vom scharfen Grubenwasser so oft durchgeweicht waren, daß die Sohlen faulten.

Nach den vergangenen Monaten, in denen ich weder Namen noch Nummer hatte, und in denen mein Verschwinden vermutlich niemandem aufgefallen wäre, außer den beiden, die nachts rechts und links von mir auf der Pritsche lagen, bedeutete diese Nummer schon einen gewissen Schutz. Was hätte der Posten dem Kommandanten, der Kommandant dem Zentral-Naczelnik sagen sollen, wenn beim Zählappell auf die Nummer 329 die Nummer 331 gefolgt wäre? Sicher wäre ihnen auch etwas eingefallen. Aber so einfach wie einen ohne Nummer hätte man mich nun nicht mehr verschwinden lassen können.

Die Nummer wies mir auch meinen Platz in einer der zwölf Baracken zu, den ich in den ersten Wochen mehrmals wechseln mußte. Die Baracken sahen von außen wie von innen alle gleich aus. An den Wänden waren Holzpritschen aufgestellt, drei Etagen hoch. Ich konnte mir nicht aussuchen, wo ich liegen wollte. Ein selbsternannter „Stubenältester“ bestimmte, daß die Jungen nach oben gehen mußten. Das war, wie sich gleich in der ersten Nacht herausstellte, nicht das Schlechteste. Die ausgehungerten Wanzen, die seit dem letzten Winter von dem Blut zehrten, das sie den letzten Auschwitz-Häftlingen ausgesaugt hatten, stürzten sich nun auf die frische Beute. Sie saßen zu Hunderten in den alten Brettern der Pritschen und lauerten nur darauf, daß es dunkel wurde. Dann ließen sie sich leise fallen und bissen zu. In der gekalkten Barackendekke waren sie längst nicht so zahlreich. Die Männer, im Umgang mit solchen Haustieren ungeübt, zerdrückten sie, wie sie es mit Läusen und Flöhen getan hatten. Doch das war ganz falsch. Eine zerdrückte Wanze verbreitete stundenlang einen bestialischen Gestank. Selbst heute, nach 45 Jahren, habe ich ihn bei dem Gedanken daran wieder in der Nase. Daß man die Tiere einsammeln und mit der Decke vor der Barackentür ausschütteln muß, lernten wir erst später. Doch da arbeitete ich schon in der Nachtschicht, und am Tage, wenn ich schlief, hatten sich die Wanzen in den Bretterritzen verkrochen. Sie waren Nachtarbeiter so wie ich.

Die Baracke Nummer elf, in der ich zuerst wohnte, lag dem Lagertor genau gegenüber, getrennt durch die breite Lagerstraße, an der sich die Handwerkerstuben und die Küche befanden. Die Handwerker – Schneider, Schuhmacher,

Friseure, Tischler und Anstreicher – stellten die soziale Oberschicht im Lager, besonders, wenn sie nebenbei noch für die polnischen Chefs und Verwalter arbeiteten. Ihre Stellung wurde nur noch vom Küchenpersonal übertroffen, denn die waren die Herren über so begehrte Dinge wie Brot und Kartoffeln, Kascha und Kapusta – Graupen und Kohl.¹⁹ Sie mußten sogar neben der Küche schlafen, damit sie nichts hinaustragen konnten, und sie kamen mit den übrigen Gefangenen kaum zusammen. Dafür waren sie fast die einzigen im Lager, die nicht hungerten. Doch während die Handwerker in der Regel ihren Posten die ganze Zeit hindurch behielten, wurde das Küchenpersonal mehrmals ausgewechselt und nach unter Tage abkommandiert. Hatten sie zuviel genommen oder zuviel gewußt? Auf so einem Posten lebte man gut, aber auch gefährlich.

Einer dieser beneideten Leute war eine Art Einkäufer. Er sprach polnisch und durfte immer mit dem polnischen Wirtschaftsleiter oder allein mit einem Posten in den Ort fahren, um Brot und andere Waren zu holen. Eines Tages wurde er von den beiden Brüdern aus der Verwaltung und einem Posten so lange verhört, bis er nichts mehr sagen konnte. Am Abend hatte man ihn in der Kommandantur noch schreien hören, am Morgen lag er – in einen Zementsack gehüllt – im Leichenkeller. Tod durch Herzversagen.

Der Vorfall wurde im Lager nur kurze Zeit besprochen. Jeder hatte mit sich selbst zu tun. Die einen sagten: „Armer Kerl. Er hat zuviel gewußt von den Schiebereien der Polen.“ Andere fanden, daß es so kommen mußte, weil er sich mit den Polen eingelassen hatte. „Er hat sich aufgeführt wie ein Pole, er war ihr Freund. Das hat er nun davon.“ War es nun Mord oder Totschlag oder wirklich ein Unfall? Niemand fragte danach, niemand ermittelte, wo doch niemand Anzeige erstattet hatte. In den nächsten Monaten wurden keine Vordrucke für die Kriegsgefangenen-Post ausgegeben. Doch selbst diese Vorsichtsmaßnahme war unnötig. Niemand hätte auf den zehn Zeilen, die er seinen nächsten Angehörigen schreiben durfte, etwas über den toten Fourier geschrieben.²⁰

Dafür waren in den ersten Jahren zu viele gestorben, an Hungerödemen, an Ruhr oder an Tuberkulose, die man erst merkte, wenn der Kranke Blut spuckte.²¹ Die Toten wurden in einen Papiersack gehüllt und im Leichenkeller so lange liegengelassen, bis einige zusammen waren. Dann wurde ein Arbeitskommando zusammengestellt, das die Toten mit einem Pferdewagen zum Friedhof nach Jawiszowice brachte, wo sie in der äußersten Ecke gemeinsam begraben wurden.²²

¹⁹ Zur Ernährung in den oberschlesischen Lagern siehe Böss, S. 127 ff.

²⁰ Zum Postverkehr siehe ebenda, S. 166 ff.

²¹ Böss, S. 151, berichtet über im Frühjahr 1946 im Lager Brzeszcze (Grubenlager Jawiszowice) aufgetretenen Typhus, an dem im ersten Halbjahr 1946 von 1600 Mann 180, nach Angaben eines anderen Zeugen 240 gestorben sein sollen. Von Heimkehrern wird die Höchststerblichkeit immer wieder mit dem Winter 1945/46 angegeben.

²² Unmittelbar südlich von Brzeszcze gelegene Ortschaft. In einem Gefangenenbericht heißt es: „Sie wurden nicht direkt im Friedhof von Jawiszowice begraben, sondern

Im Winter 1946/47, als diese Fahrten häufiger als gewöhnlich notwendig wurden, gehörte ich einmal diesem Leichenkommando an. Kein Pfarrer sprach sein „Von Erde bist Du gekommen. . .“. Überhaupt sprach niemand ein Wort. Jeder wollte so schnell wie möglich wieder von hier weg. Die steifen nackten Körper wurden in die Grube geworfen und mit Erde zugedeckt, gerade so viel, daß die nächsten in ein paar Tagen noch Platz haben würden. Vermutlich wurden die Gefangenen aus dem Lager hier immer so begraben, wenn sie nicht nach Auschwitz ins Krematorium kamen; und man wird die Gräber nicht voneinander unterscheiden können.

Auf dem Rückweg blieb es still. Niemand sprach. Das war das einzige, was an eine Beerdigung erinnerte. Der Posten, das sei ihm gedankt, schrie nicht wie gewöhnlich: „Jazda, jazda!“ (Schnell, schnell!). Nur das Knarren der Räder auf dem Kopfsteinpflaster war zu hören und der Wagen, der ächzte. Es waren Minuten, in denen jeder, das eigene Ende vor Augen, seine Traurigkeit ganz für sich behielt.

Zum Mittag bekamen wir vom Leichenkommando einen Nachschlag, Kasha und Kapusta. Doch an diesem Tage schmeckte alles bitter.

Die erste Schicht

An jenem ersten Abend, an dem wir abgezählt und reihenweise in das ehemalige Konzentrationslager gebracht wurden, sagte ein Posten, und er lächelte dabei: „Die ersten fünf Jahre sind die schlimmsten.“ Wir fanden das weder lustig noch konnten wir uns vorstellen, Jahre in diesem Lager zu verbringen. Fünf Jahre, da hätten mich die Tschechen lieber gleich in Böhmen erschießen können.

Die ersten Tage im Lager waren schlimm genug. Offenbar war niemand auf unsere Ankunft vorbereitet. Es fehlte an allem. Wir lagen auf dem blanken Holz. Nach Tagen erst bekamen wir Decken. Wenn wir nicht zu Hilfsarbeiten abkommandiert wurden, sammelten wir im Lager herum. In den kalten Nächten stellte ich mit Erschrecken fest, daß ich mit meiner dünnen Uniformjacke und dem vor dem Bauch zu schnürenden Leibchen in keiner Weise auf den Winter vorbereitet war. Nicht nur, daß ich keinen Mantel besaß. Ich hatte nicht einmal eine Mütze oder Handschuhe. Besonders schmerzlich empfand ich das, wenn wir auf dem Holzplatz Grubenholz ausladen mußten. Die Stämme waren naß, kalt und glitschig. Die Hände schmerzten nach kurzer Zeit, und immer häufiger entglitten uns die Stämme und rollten, wohin sie wollten. Die Posten tobten, die Gefahr, daß das nasse Holz jemanden verletzte, war groß. Aber wir konnten die nassen Stämme mit den klammen Fingern einfach nicht halten. Und der Winter hatte noch nicht einmal richtig begonnen!²³

außerhalb der Friedhofsmauer auf Anordnung des dortigen kath. Pfarrers, da nach seiner Angabe der Friedhof erweitert werden soll.“ (Zit.n. Böss, S.150).

²³ Zur Bekleidung siehe ebenda, S.125 ff.

An einem dieser kalten Novembertage wurden wir nach dem Zählappell gefragt, wer Bergmann von Beruf ist. Als Mansfelder und Kind einer alten Bergmanns-Dynastie wußte ich natürlich, daß es unten im Schacht warm ist, oft sogar sehr warm; denn in Mansfeld arbeiteten die Kumpel teilweise nackt. Ich sah an meiner fadenscheinigen Uniformjacke herunter, betrachtete meine rotgefrorenen Hände und trat vor. Weder an den Händen noch an den Armen hätte man nach diesem halben Jahr in Gefangenschaft bei Wassersuppe und Trockenbrot einen Oberschüler von einem Bergmann unterscheiden können.

Ich wurde genommen und der Nachtschicht auf der Grube Andreas 2 zugeteilt. Leider hielt der Schacht oder zumindest die Sohle, auf der wir arbeiteten, nicht, was ich von ihm an Wärme erwartet hatte. An einigen Stellen war es nicht nur kalt, sondern auch ziemlich naß. Aber im Vergleich zu einem Wintertag auf dem Holzplatz war die Temperatur hier zumindest erträglich. Außerdem war die Brotration für die Untertage-Arbeiter fast doppelt so hoch wie für die anderen. Wir bekamen 500 Gramm Brot täglich und zweimal eine dünne, aber warme Suppe. Damit wäre zu Hause in Mansfeld gewiß kein Bergmann eingefahren. Aber wir waren eben nicht in Mansfeld, und wie es da zur Zeit aussah, wußte ich auch nicht. Wie sich bald herausstellte, war die Befragung, wer Bergmann sei, ohnehin nur Formsache gewesen, denn ein paar Monate später waren alle, bis auf die Kranken, im Schacht.

Ich zog nun auch in eine andere Baracke, in der die Nachtschicht-Arbeiter zusammen wohnten. So störten wir einander nicht, wenn wir schlafen wollten. Wir mußten nur noch darauf achten, daß immer einer in der Baracke krank gemeldet war, der am Morgen heizen konnte, damit es warm war, wenn wir durchgefroren von der Schicht kamen. Die Nachtschicht hatte einen großen Nachteil, eigentlich zwei. Außer sonntags konnten wir nie nachts schlafen. Auch nach längerer Zeit gewöhnt man sich an diesen Rhythmus nur schwer. Und der zweite Nachteil lag darin, daß wir am Tag die einzigen im Lager waren, die man für eine eilige zusätzliche Arbeit heranziehen konnte. Doch die Vorteile überwogen, wenigstens aus meiner Sicht.

Nachts ging es im Schacht ruhiger zu als in der Früh- und Mittagsschicht während der Kohleförderung, wenn alle Steiger und Obersteiger durch den Streb wuselten und die Leute, besonders die Gefangenen, antrieben. Am Tag war es im Lager stiller, weil die meisten zur Schicht waren. In den Baracken war es nicht so kalt wie in der Nacht, und die Wanzen schliefen.

Doch je näher der Tag meiner ersten Schicht kam, um so banger wurde mir. Auch die Erinnerung daran, daß mein Großvater und so ziemlich alle Männer meiner Verwandtschaft ihr Leben lang in den Schacht gefahren waren, konnte mich nur wenig trösten. In der Nacht vor der ersten Schicht schlief ich kaum. Dabei hätte ich es tun sollen, denn in der folgenden Nacht kam ich nicht dazu.

Gegen acht Uhr abends rief uns die Sirene zum Tor, wo die Posten mit geschultertem Gewehr warteten. Nach dem üblichen Zählen, das schneller ging als gewöhnlich, marschierten wir los. Es war kalt und dunkel. Mir schien es sehr kalt. Die bange Frage, was in den nächsten Stunden auf mich zukommen

würde, machte mich frösteln. Unser Weg ging gleich hinter dem Dorf über ein freies Feld, wo der Wind hörbar und gespenstisch durch die Bäume pffte. Unser Ziel, die Grube Andreas 2, lag im Nachbarort Jawiszowice. Wir kannten den Weg von den Arbeitseinsätzen auf dem Holzplatz. Aber im Dunkeln waren wir ihn noch nie gegangen. Langsam näherten wir uns dem Förderturm, auf dem sich das Seilrad gegen den Himmel abhob. Durch das Werktor kamen wir auf einen erleuchteten Hof. Aus der Kantine roch es nach Essen. Den Ort erkannte ich sofort, denn einmal hatten wir hier nach einem Arbeitseinsatz Reste des Kantinenessens bekommen. Nur hatten sie kein Besteck für uns, und ich mußte warten, bis mir jemand seinen Löffel auslieh. Seitdem trug ich bei jedem Arbeitseinsatz stets einen Löffel in der Brusttasche. Man mußte immer auf das Beste gefaßt sein.

Heute ging es nicht in die Kantine. Wir wurden in einen hellen Raum geführt, in dem jeder von uns eine Grubenlampe erhielt, deren Empfang er mit seiner Lagernummer quittierte. Sie war mit einem weißen Kreis als die Lampe eines Gefangenen gekennzeichnet. Nebenan war die Waschkau, wo die Bergleute nach der Schicht duschen und sich umziehen konnten. Ihre Arbeitssachen wurden an einer Kette unter die Decke des hohen Raumes gezogen, wo sie wie die Theaterdekorationen zur Dreigroschenoper hingen. So gingen die Männer in sauberen Klamotten nach Hause. Für uns galt das nicht. Unsere Drillichmonturen, die aus alten Wehrmachtsbeständen stammten, waren beides in einem: Arbeits- und Wegkleidung. Waschelegenheiten gab es im Lager und eine Art Tonseife, die den Dreck gleichmäßig verteilte. Es war den Polen wohl nicht zuzumuten, ihren Duschaum mit den Deutschen zu teilen. Auch darin lag eine Tradition im Umgang miteinander.

Einige der Polen, die sich zur Nachtschicht fertig machten oder von der Mittagschicht schon ausgefahren waren, stießen Flüche aus, als sie uns da stehen sahen mit dem großen N auf dem Rücken. Wir verstanden nur „Niemy“ und spürten an der Art, wie die Worte ausgesprochen wurden und wie der eine oder andere dazu ausspuckte, daß es keine freundlichen Worte waren, die sie uns nachriefen. Einige schwiegen. Das empfanden wir als Ausdruck von Sympathie.

Nachdem jeder eine Lampe hatte, wurden wir zum Förderturm geführt. Dreißig Paar Holzschuhe klapperten über die Eisenstufen, die bei jedem Tritt einen hellen Ton von sich gaben: Der scheppernde Gefangenen-Chor aus Jawiszowice. Dann warteten wir schweigend, daß uns der Korb am langen Seil in die Tiefe bringen würde. Es waren wieder einige von den Minuten, die jeder mit sich allein durchlebte und in denen niemand das Bedürfnis hatte zu reden.

Schließlich stiegen wir ein, immer zehn Mann für eine Fahrt. Der eiserne Korb war naß, Wasser lief am Gitter herunter von den tropfenden Gesteinsschichten, die er auf seiner Fahrt durchquerte. Der Posten blieb zurück. Von dort unten konnte ihm keiner entweichen. Die Seilfahrt begann, 300 Meter in die Tiefe. Ich spürte einen Druck auf den Ohren und schickte ein stilles Gebet zum Himmel, der plötzlich noch weiter oben war als sonst. Es war der 6. Januar 1946, mein neunzehnter Geburtstag.

Unten angekommen, wurden wir von einem Bergmann in unsere Arbeit eingewiesen: leere Grubenwagen zu den Förderstellen schieben und volle zurück zum Schacht bringen. Was eine einzige Grubenlok in einer Stunde geschafft hätte, das hielt dreißig Gefangene die ganze Nacht über in Trab. Aber die Grubenlok gab es nicht, und die Gefangenen waren da. Der polnische Bergmann ging uns mit der Lampe voraus, um den Weg zu zeigen. Wir hingen unsere Lampen an die Wagen und schoben los. Als wir den Hauptstollen vom Schacht verlassen hatten, wurde es dunkel; die Grubenlampen gaben nur wenig Licht. Die Luft wurde stickig, es roch nach faulem Holz und nach Schimmelpilzen. Der Boden war feucht und glitschig; die Holzschuhe fanden keinen Haft, und die Füße rutschten immer wieder aus. Wir schoben zu zweit einen der knarrenden und verrosteten Wagen, die man „Hunte“ nennt, auf oberschlesisch „Wagoni“. Wir fuhren in einer Kolonne, damit einer dem anderen helfen konnte, wenn so ein Vehikel aus den wackligen Schienen entgleiste. Das war beim Zustand der Gleise leider keine Seltenheit. Dann mußte der Wagen mit Hilfe einer Holzstange, die sie hier „Stachete“ nannten, wieder hochgehievt werden. Mit den leeren Wagen mochte das noch angehen. Aber ein voller Wagen, noch dazu, wenn er nicht mit Kohle, sondern mit Steinen vom Streckenvortrieb gefüllt war, bedeutete eine gewaltige Anstrengung. Dann mußten sich zwei oder drei Männer mit dem Rücken gegen den Unglückswagen stemmen, während zwei andere, die Hebelwirkung nutzend, den Wagen mit Hilfe der Stachete wieder auf das Gleis bugsierten. Der Pole, der unseren Konvoi begleitete, fluchte dann so ausdauernd, daß ich noch heute davon überzeugt bin, daß man in keiner Sprache so lange so inbrünstig und ohne Luft zu holen fluchen kann wie im Polnischen. Aber das machte das Malheur nicht kleiner, und schließlich faßte er selbst mit an, denn die Häuer, die auf die leeren Wagen warteten, waren seine Kumpel, und ohne Wagen konnten sie nicht fördern und somit auch nichts verdienen.

Vier bis sechs Touren, je nachdem, wie weit sie waren, trabten wir in einer Schicht durch die dunklen Stollen, von zehn Uhr abends bis sechs Uhr früh. Die Füße schmerzten, die Holzschuhe waren vom Grubenwasser durchweicht, das an manchen Stellen bis an die Schienen stand. Die Kräfte ließen nach, und unser polnischer Aufseher stieß immer längere und kräftigere Flüche aus. Auf diese Weise bestanden meine ersten polnischen Sprachkenntnisse hauptsächlich aus Flüchen, die ich heute noch in langen Wortkaskaden ausstoßen kann wie ein richtiger polnischer Górnik, was ein Bergmann ist. Da ich die Flüche nie gedruckt sah, kann ich den Beweis hier nicht antreten. Aber es ging um Blitz und Donner und Hundeblood und um die heilige Mutter Gottes, die als Zeugin angerufen wurde gegen die Huren- und Hundesöhne.

Da niemand von uns eine Uhr besaß, maßen wir die Zeit nach den Runden, die wir zurückgelegt hatten. Mit der Seilfahrt gegen sechs Uhr morgens war die Nacht noch nicht zu Ende. Nun standen wir wieder oben am Förderkorb und warteten, daß der Posten mit der Frühschicht kam und uns abholte. Hier oben in luftiger Höhe überfiel uns die Kälte des Morgens. Wir waren naß, müde

und nach der schlaflosen Nacht erschöpft, so daß uns die Januarluft dreifach traf. Die nassen Holzschuhe gefroren langsam an den Füßen, und die Hände waren klamm, als wir endlich losmarschierten. Im Lager erwartete uns eine dünne, aber warme Suppe. Nach dem letzten Löffel war ich schon eingeschlafen.

Das Brot vom Schneider

Die Tage im Lager verliefen in trister Gleichförmigkeit. Sie begannen am Schacht und endeten dort wieder bei der Seilfahrt zur nächsten Nachtschicht. Die Gespräche in der Baracke drehten sich um die wechselnden Parolen einer angeblich bevorstehenden Entlassung, um zu Hause und um das Essen. Besonders ein älterer Gastwirt aus dem Schwarzwald war nicht zu bremsen beim verbalen Auftischen immer neuer Varianten seines exquisiten Speiseplans, den er einst seinen Gästen offeriert hatte. Das „Thema eins“, ehemals Hauptgesprächsthema der Landser, trat immer mehr in den Hintergrund. Mit leerem Magen und im Zustand körperlicher Erschöpfung spricht man nicht über Sex. Wo sie früher ihre erlebten und erträumten Abenteuer mit Pariser Kokotten und polnischen Maruschkas lauthals zum besten gegeben hatten, da sprachen sie jetzt von ihren glücklichen Familien. Ich konnte da ebensowenig mitreden wie bei den erotischen Erinnerungen. Und auch die Kochrezepte unseres badi-schen Hoteliers waren mir ziemlich gleichgültig. Ich träumte manchmal von Butterbrötchen und Milchkakao, das schien mir der Gipfel der Genüsse. Ich brauchte nicht zu wissen, wie man eine Hammelkeule zubereitet, einen Hasen spickt und eine Gans tranchiert. Ich hörte auch nur noch mit einem Ohr hin, wenn sie sich über Namen von Gemüsesorten stritten, die in jedem Landstrich anders hießen. Was gelbe Rüben, Kohlrüben oder Steckrüben sind, konnte in all den Jahren nicht eindeutig geklärt werden. Nur soviel, daß man in Baden und Bayern etwas anderes darunter versteht als in Sachsen und Mecklenburg.

Da solche Gespräche meist an Sonntagen geführt wurden, wenn die Erinnerung an den häuslichen Sonntagsbraten besonders intensiv war, zog ich mir dann meine immer noch als Sonntagsanzug dienende Uniformjacke an und die Lederschuhe, die ich sonst für den Weg nach Hause schonte, und spazierte durch das Lager. Der Weg war viel kürzer als eine Umrundung des Kasernenhofes in Zittau gewesen war, aber eine gute halbe Stunde brauchte man schon vom Wasch- und Entlausungsraum am einen Ende, vorbei an den Wohnbaracken, bis zum Krankenrevier am anderen und über den Appellplatz durch die Lagerstraße zurück.

Wenn ein Bekannter im Krankenrevier lag, hielt ich machmal an und sprach ein paar Worte mit ihm durch das Fenster. Hineingegangen bin ich nie. Die Krankenbaracke war für viele, die hierher kamen, das Vorzimmer zum darunter liegenden Leichenkeller. Zwei ehemalige Wehrmachtssanitäter leisteten hier eine aufopferungsvolle Arbeit, und daß sie überlebten, grenzt an ein Wunder. Aber gegen Ruhr und Tuberkulose waren sie ziemlich machtlos. In ihrer

Apotheke gab es zwei Medikamente: ein Sulfonamid, nach dessen Einnahme man roten Urin ausschied, und Kohle gegen Durchfall, der in den meisten Fällen Ruhr war.²⁴

Als mir im Winter 1946/47 der rechte Ringfinger bei einem Arbeitsunfall zerquetscht wurde und der Steiger mich ins Krankenrevier schickte, habe ich mir vom Lagerschneider einen Fäustling machen lassen und bin am nächsten Abend wieder eingefahren. Nur nicht auf die Krankenstation! Ich war immer froh, wenn ich bei meinen Spaziergängen daran vorbeigehen konnte. Weiter ging ich dann nicht, denn dahinter kam nur noch die Latrine, auf der jeweils vierundzwanzig Männer nebeneinander saßen und die neuesten Nachrichten austauschten, die folgerichtig „Latrinenparolen“ hießen. Da es weder Radio noch Zeitungen im Lager gab, hatten diese Parolen meist ein zähes Leben. Sie waren für uns so etwas wie die bunten Luftballons unserer Kindertage, an denen man sich erfreuen konnte, auch wenn sie schließlich immer wegflogen und platzten. Aber bevor sie platzten, hatten sie unser Herz erwärmt. So hatten auch die unsinnigsten Gerüchte in unserer Hoffnungslosigkeit noch eine psychologische Funktion und eine therapeutische Wirkung.

Eine solche Geschichte war die in bestimmten Abständen wiederkehrende Ankündigung einer Offensive der AK, der Landesarmee, die sich in Südpolen bürgerkriegsähnliche Gefechte mit der AL, der Volksarmee, lieferte, und von der man sich eine Befreiung der von den Kommunisten bewachten Lager erhoffte. Irgend jemand hatte es immer von einem Polen im Schacht gehört. Die Beskiden, in denen gekämpft wurde, waren nur wenige Kilometer entfernt. Bei klarem Wetter konnte man die Gipfel sehen. Tatsächlich bemerkten wir im Lager alle größeren Kämpfe in den Bergen daran, daß das Wachregime verschärft, die Posten verstärkt und die Vorschriften strenger gehandhabt wurden. In Lager sprach man sogar darüber, ob man sich im Falle einer Befreiung der AK im Kampf gegen die Kommunisten anschließen sollte. Aber das wollten wohl nur ganz wenige. Die meisten hofften einfach nur. Doch ihre Hoffnungen waren ebenso unbegründet wie die Ängste der Lagerverwaltung. Keiner, ob Kommunist oder Antikommunist, interessierte sich zu dieser Zeit für die deutschen Kriegsgefangenen. Niemand hätte für sie auch nur einen Finger gerührt. Trotzdem hoffen wir weiter.

Hinter der Latrine kehrte ich auf meinen Sonntagsspaziergängen gewöhnlich um und ging in respektvoller Entfernung vom elektrisch geladenen Zaun, hinter dem ich die Bäume und die Häuser des Dorfes sehen konnte, zu meiner Baracke zurück.

An einem solchen Sonntag traf ich einen Mann aus meinem Nachbardorf. Er war Schneider und nähte für die Polen von der Lagerverwaltung und für deren Frauen. Jeden Morgen wurde er von einem Posten ins Dorf gebracht und abends wieder zurück. Er bekam bei Leuten, für die er sicherlich kostenlos ar-

²⁴ Zur ärztlichen Versorgung siehe ebenda, S. 140 ff.

beitete, zu essen, so viel, daß er – für mich unvorstellbar – sein Lagerbrot gar nicht brauchte. Von nun an bekam ich jeden zweiten Tag, im Wechsel mit meinem Freund Kurt aus unserem Dorf, eine zusätzliche Portion Brot. Das war jeden Tag eine dicke Scheibe nach der Schicht. Unter den Ärmsten war nun ich ein bißchen reich.

An einem Novemberabend

Als der Sommer zu Ende ging und wir immer noch im Lager waren und die Gerüchte über eine baldige Entlassung immer spärlicher wurden, machte sich Resignation unter den Gefangenen breit und eine Form von Aggression, die es bisher nicht gegeben hatte. Es gab Streit wegen nichtiger Ursachen. Je matter die Männer waren, je erschöpfter sie von der Schicht kamen, um so gereizter reagierten sie auf jedes Wort und jede Geste. Sie waren bereit, über alles zu streiten, selbst über Kohlrüben oder gelbe Rüben. Seltsamerweise wurde über Politik nicht gestritten. Damit wollte man im Grunde nichts mehr zu tun haben. Als die Nachricht bekannt wurde, daß sich in Deutschland wieder Parteien gebildet hatten, waren sich alle einig, daß man jeden, der wieder in eine Partei geht, hierher ins Grubenlager bringen müsse. „Die Deutschen werden niemals schlau“, hieß es, „haben die noch immer nicht genug von der Politik?“

Ich hielt mich auch in diesen Diskussionen zurück. Ich empfand die deutsche Niederlage noch immer als einen persönlichen Schicksalsschlag. Und da ich nun schon das zweite Jahr persönlich dafür haftbar gemacht wurde, hatte ich auch alle Veranlassung, das so zu sehen.

Der Schneider, der seit jenem Sonntag, als wir uns kennenlernten, so etwas wie Vaterstelle an mir vertrat, hatte, weiß der Himmel woher, zwei Bücher mit ins Lager gebracht: Die Bibel und Nietzsches „Menschliches – Allzumenschliches“. Im Hinterzimmer der Lagerschneiderei durfte ich nun immer, wenn ich wollte, darin lesen. Seit Jahren hatte ich kein Buch mehr in der Hand gehabt, und ich empfand allein die Beschäftigung damit als eine große Freude. Ganze Nachmittage saß ich vor der Schicht zwischen den nach Desinfektionsmitteln stinkenden Gefangenen-Klamotten und schmökerte vor mich hin. Mit dem Nietzsche konnte ich nicht viel anfangen. Doch irgendwie bestätigte er mich in der Ansicht, daß es Menschen geben muß, die anderen überlegen sind, auch wenn ich im Augenblick wohl nicht gerade zu denen gehörte. Wenn mir jeder Pole in den Hintern treten durfte, weil ich nach seiner Meinung irgend etwas zu langsam machte, so behielt ich doch die Überzeugung, daß nur ein unverdientes Schicksal uns in diese Lage gebracht hat und wir als Volk natürlich den Polen überlegen sind. Das gab mir ein bißchen Selbstbewußtsein gegenüber den Polen und den polnischen Bergleuten im Schacht, die sich als die Herren aufspielten.

Zu dieser Zeit fand ich beim Aufräumen im Grubengelände zwei kleine braune Deputathefte, in denen ihre polnischen Besitzer die ihnen während

des Krieges vom Werk gelieferte Kohle bestätigt hatten, und ich fing ich an, auf den unbeschriebenen Rückseiten meine Gedanken in gereimter Form zu Papier zu bringen. Einen Bleistift besorgte mir der Schneider, und auf dem Innenfutter leerer Zementsäcke, die wir sonst als Fußlappen benutzten, begann ich die Worte solange zu drehen und zu wenden, bis sich die Zeilen reimten und ins Heft geschrieben werden konnten.

Das erste Gedicht, wenn man es denn so nennen will, trägt den Titel „An einem Novemberabend 1946“. Der traurige November mag, obwohl ich zu diesem Zeitpunkt von Heinrich Heine und seinem Wintermärchen noch nie etwas gehört hatte, zu der elegischen Grundstimmung beigetragen haben. Morgens und abends liefen wir bei Regen und Wind den Weg zwischen Schacht und Lager, Lager und Schacht. Und so dichtete ich in Sütterlinschrift:

*Herbstwind weht über die Felder,
die einst prangten in goldener Pracht.
Nebel umhüllen die Wälder
und verkünden die kommende Nacht.*

*Verwelkt sind die Blumen am Stege,
die einst grüßten mich von weit.
Nur die alte Eiche am Wege
beugte sich nicht der Zeit.*

*Manch starker Ast ist zersplittert
von des Ostens gewaltigem Sturm.
Doch der Stamm hat nicht einmal gezittert.
Er steht wie ein eiserner Turm.*

*Schau auf die alten Eichen,
mein teures Vaterland,
die wanken nicht noch weichen
in Krachen, Bersten und Brand.*

War ich in meiner Vorstellung eine der alten Eichen, die ich am Wege nach Jawiszowice sah und die in Wirklichkeit Linden waren? Ich war wohl eher eine ängstliche Haselnuß, die sich hinter den Büschen versteckte. Aber das abgegriffene Bild von den deutschen Eichen, diesem Inbegriff von teutonischer Treue, war wie der Traum vom verlorenen Vaterland ein Versuch, an Werten festzuhalten, die es nicht mehr gab. Doch es war auch eine Art Überlebenshilfe, als niemand dem Neunzehnjährigen andere Werte zu bieten hatte als der mißverständene Nietzsche.

Traumbilder

Auf die Dauer empfand ich das Zusammenleben mit so vielen Menschen auf engem Raum immer quälender. Ich kannte alle ihre Gespräche, ihre Prahlerien, ihre Erzählungen von zu Hause. Ich wußte alles von ihren Frauen. Die Frau des Tischlers aus Naumburg durfte am Wochenende keine Unterwäsche tragen, damit er „immer gleich ran“ konnte. Der Sparkassenangestellte aus Coburg machte es nur am Samstag, und ein Bauernsohn aus der Gegend von Regensburg war mit dreizehn von der Magd im Stall genommen worden, wobei sie ihn mit ihren großen Brüsten fast erstickt hätte.

Wenn sie von ihren Wohnungen, ihren Häusern und Höfen erzählten, wurde in der Erinnerung alles so groß und prächtig, daß man denken konnte, mit lauter reichen Leuten zusammenzuleben. Heute kann ich verstehen, daß sich jeder in diesem Dreck und Elend sein Zuhause schöngedacht hat, und wie mit der Entfernung alles größer und besser wurde. Damals fand ich es nur abstoßend und das meiste auch noch erlogen. Wir hatten zu Hause keinen Bauernhof, kein Geschäft und keine Villa. Mein Vater war Arbeiter, und wir lebten mit den Großeltern in einem kleinen Haus, das der Großvater selbst gebaut hatte. Ich hatte nichts, womit ich hätte prahlen können, und lügen wollte ich nicht. Wir brauchten uns deshalb ja nicht zu schämen.

Wenn es ging, suchte ich mir einen Platz, an dem ich allein sein konnte. Das war unter den Bedingungen des Lagerlebens nicht so einfach. Manchmal saß ich stundenlang hinter der Baracke, sah auf die Bäume hinter dem Zaun, auf die Häuser, in denen Menschen ein ganz normales Leben führten, und in die Wolken, die meine Träume mitnahmen. Wenigstens in meinen Träumen wollte ich allein sein.

Ich lebte zwischen gestern und morgen, zwischen Erinnerung und Erwartung. In diesen Stunden hinter dem Zaun versetzte ich mich in eine Traumwelt, in der ich das Lager vergessen konnte. Und was ich aufschrieb, waren Traumbilder, in denen sich Gedanken, Gefühle und in der Erinnerung haftengebliebene Versstücke miteinander mischten.

*Zarte Nebel umhüllen das Bild,
das heut ich im Traum konnte schauen.
Frühlingswinde, wie Mailuft so mild,
halfen ein Luftschoß mir bauen.*

*Gestalten aus lieber vergangener Zeit,
wie Wollgrasflöckchen so lind.
Grad waren sie da und schon sind sie so weit,
weil die Gedanken so langsam im Fluge sind.*

*Da tritt aus dem Nebel vom Frühlicht umhüllt
die Liebste mit schüchtern lächelndem Blick.
Doch als meine Brust mit Verlangen sich füllt,
tritt sie ins Dunkel zurück.*

In solchen Versen baute sich der neunzehnjährige Gefangene ein Stück eigene Welt auf. Wenn ich sie heute, nach fast fünfzig Jahren, zum ersten Mal wieder lese, werden bei allen falschen und gestohlenen Bildern Gesichter und Stimmungen wieder lebendig, die längst verschüttet waren und die meine damaligen Empfindungen besser widerspiegeln als die Erinnerung nach so langer Zeit.

Ein älterer Gefangener hatte mir im Winter 1946, in der schlimmsten Zeit, bevor er, vom Tode gezeichnet, ins Krankenrevier kam, ein kleines Heft zur Aufbewahrung gegeben, das er den ganzen Krieg über bei sich getragen hatte. Es war ein „Gebetbuch für den Soldaten“, Gebete und Liedtexte vom Vaterunser bis zum Choral von Leuthen „Nun danket alle Gott...“. Die Texte sollten Mut machen und Zuversicht geben; sie waren zur Erbauung und zur Überwindung der Angst gedacht. Ich war von Hause aus weder christlich noch atheistisch erzogen. Wir glaubten an Gott und brauchten dazu keine Kirche. Als der Besitzer des kleinen Heftes bald darauf starb und beerdigt wurde, wie alle in einem Papiersack, da habe ich ihm an einem Abend die Verse nachgerufen von den Seiten, die am meisten abgegriffen waren.

Auch ich selbst las nun immer öfter in dem kleinen grauen Büchlein, das ich in der Brusttasche meiner Uniformjacke aufbewahrte. Und ich fand Trost darin. Ich erinnerte mich wieder an die Gebete, die ich bei meiner Großmutter, einer frommen Frau, gehört hatte. Die Erinnerung daran verband sich mit Bildern aus den Kindertagen, die ich bei ihr verbracht hatte. Auf dem täglichen Weg zum Schacht kamen wir hinter dem Friedhof an einem Heiligenbild vorbei, einer bunt angemalten Mutter Gottes in einem Glasschrein, der unter der Linde an der Wegkreuzung nach Jawiszowice aufgestellt war und vor dem sich die Posten jedes Mal bekreuzigten. Da mir das nicht zu kam und ich mich vor den anderen auch genierte, sagte ich immer leise für mich eines der Gebete aus meinen Büchlein auf. Vielleicht, dachte ich, würde es helfen, daß ich auch nach dieser Schicht wieder gesund aus dem Schacht herauskäme. Und am Morgen dankte ich dafür. Auch in meinen Aufzeichnungen aus dieser Zeit findet sich etwas von dieser Gottesfurcht und der neugewonnenen Frömmigkeit, so wie in den „Gedanken beim ersten Schnee“.

*Die schlanken Kreuze ragen öde
aus des Friedhofs Einsamkeit.
Langsam sinkt die Abendröte,
und die Nacht ist nicht mehr weit.*

*Leise fallen die ersten Flocken,
um nicht zu stören das trauliche Bild.
Vom Dorf her klingen die Abendglocken.
Mein armes Herz ist von Sehnsucht erfüllt.*

*Dem Gottesbild unter der alten Linde
flüstere ich meine Sorgen zu.
Meine Gedanken fliehn mit dem Winde.
Fern bei der Mutter finden sie Ruh.*

Die neugewonnene Frömmigkeit, geboren aus Angst ums Überleben und aus Hilflosigkeit, aus dem Ausgeliefertsein gegenüber allem und jedem, gab mir in diesem Winter die seelische Kraft durchzuhalten. Die Not lehrte mich beten, und sicher nicht nur mich. Aber jeder betete für sich allein. Meine Kenntnisse der christlichen Lehre bestanden aus einigen Psalmen und Sprüchen aus der Bibel, die ich in der Schneiderwerkstatt gelesen hatte, aus dem naiven, ziemlich sentimentalsten „Gebetbuch für den Soldaten“ und den Erinnerungen an meine frühe Kindheit bei der Großmutter, die in all den Jahren verschüttet gewesen waren. Ich war kein Christ geworden, eher ein Gläubiger, der etwas von dieser Lehre in sich aufgenommen hatte, das ihm Mut machte und Hoffnung gab, wenn die Ängste ihn zu erdrücken drohten. Das Bild der Mutter Maria mischte sich mit dem der eigenen Mutter, die zum Sinnbild von Heimat, Kindheit und Geborgenheit wurde.

Der erste Schnee wird zum Gleichnis. Er stellt die Verbindung her zur Kindheit, zur Heimat, zu allem, was das Herz erwärmen kann. Die ersten Schneeflocken im fernen Polen gleichen denen aus Kindertagen, wie es der gleiche Mond ist, der den Verliebten an verschiedenen Orten scheint. Sie wecken Erinnerungen und beflügeln die Phantasie mit Bildern, die es so niemals gegeben hatte.

*Wenn der Himmel dem fernen Dörflein
die ersten Schneeflocken schenkt,
sitzt eine Mutter im Dämmerchein,
die an ihren Jungen denkt.*

*Ihre Gedanken ziehn weite Kreise,
zurück fliehn sie Jahr um Jahr.
Und eine Stimme im Herzen sagt leise:
Weißt du noch, wie es damals war?*

*Als der Junge, der heute so ferne,
noch weilte auf ihrem Schoß,
und beim Anblick der goldenen Sterne
vor Freude Tränen vergoß.*

*Und wie seine Augen staunten
über der Flocken silbernes Heer,
und ihre Lippen ihm raunten
Frau Holles uralte Mär.*

Meine Mutter hatte mir keine Märchen erzählt, wenn Schnee fiel. Da mußte sie den Hof, die Straße und den Weg zum Stall freihalten. Sie hatte mir, mit Ausnahme der Tage, als ich die Masern hatte, überhaupt keine Märchen erzählt. Dafür hatten wir die Großmutter, die eigentlich meine Urgroßmutter war. Auch Erinnerungen kann man sich zusammenträumen. In meinen Erinnerungen an die Kindheit habe ich die schönsten Bilder vom ersten Schnee gemalt und mit Freude in jedem Jahr neue Klavierstücke über den Winter eingeübt. Es stimmt, daß wir in der Dorfschule jedes Jahr, wenn der erste Schnee fiel, einen Aufsatz darüber schreiben und ein Bild davon malen mußten. Aber ich konnte sehr schlecht malen und brachte nie die Geduld auf, die einzelnen Flocken mit Deckweiß auf Papier zu bringen, wie es erwartet wurde. Und die Klavierstunde, in der ich immer vor Weihnachten neue Stücke zum Vorspielen einüben mußte, habe ich gehaßt, weil sie mir die Zeit zum Fußballspielen raubte. Hier nun wandelte sich das alles in eine schöne Erinnerung, die mich umhüllte und wärmte.

*So schlugen die kleinen weißen Sterne
eine Brücke am Himmelszelt,
zu der Mutter in weiter Ferne
über den Haß der Welt.*

Die Gedanken an zu Hause, an die Mutter, die Freundin, das Dorf – in ihrer Mischung aus Sentimentalität und Wunschvorstellung – ließen mich für einige Stunden meine Lage vergessen. So lange ich im Kopf die Worte hin- und herdrehte, solange war ich in Gedanken in einer anderen Welt. Die Flüche der Posten, das Getrappel der Holzschuhe, die nach den Ausdünstungen von dreißig Männern stinkende Baracke, das alles nahm ich in diesen Stunden kaum wahr. Ich hatte mir ein Refugium geschaffen, in das ich um keinen Preis einen anderen eingelassen hätte. Nie habe ich jemanden eins der Gedichte gezeigt. Es war das einzige, was mir ganz allein gehörte.

Der Brief von Josef B.

Der Weg zwischen Lager und Schacht war uns inzwischen so vertraut, daß wir ihn morgens und abends hin- und hertrotteten wie alte Ackergäule. Links und rechts von uns je ein müder Posten mit baumelndem Gewehr, der ab und zu „Schneller!“ rief oder „In der Reihe bleiben!“, wenn die Marschordnung unter der Müdigkeit gelitten hatte.

Unten auf der dritten Sohle der Grube Andreas 2 hatte sich indessen für unsere Wagenkolonne einiges geändert. Unsere Truppe, die Nacht für Nacht die klapprigen Grubenwagen polternd hin- und hergeschoben hatte, war zuerst immer kleiner geworden, schließlich wurde sie ganz aufgelöst. Ein müdes, fast blindes Grubenpferd hatte unsere Arbeit übernommen. Wir aber wurden nun

verschiedenen polnischen Häuern zur Verstärkung zugeteilt. Das ewige Wagenschieben, der ständige Ärger mit den wackligen Schienen und den ächzenden Rädern, die endlosen Wege auf dem nassen, glitschigen Boden, das war nun erst einmal zu Ende. Aber was würde kommen? Wem würde ich nun die ganze Nacht über ausgeliefert sein? Der ersten Schicht sah ich wieder einmal mit Angst und Bangen entgegen.

Doch diese neue Arbeit bot auch die Möglichkeit, etwas vom Bergmannsberuf zu erlernen, wozu wir bisher keine Gelegenheit hatten. Für einen Jungen aus Mansfeld, der keinen Beruf erlernt hatte, konnte das auch von Nutzen sein.

In den folgenden Monaten arbeitete ich in einem Streb, der zwischen achtzig Zentimeter und einem Meter sechzig hoch war. Wir verlegten zunächst mit polnischen Arbeitern zusammen vier Meter lange eiserne Schüttelrutschen so nahe an die Kohle heran, daß die Frühschicht wieder fördern konnte. Die Bleche waren schwer, und es kostete viel Kraft, sie zwischen den Stempeln, die die Decke abstützten, zu bewegen. Danach war ich eine Zeit beim Ausbau. Mit kurzen Eisenschienen und Holzkeilen bauten wir Kästen, die die Decke abstützen sollten, wenn die Kohle herausgeholt war. Manchmal krachte es unheimlich in dem ausgekohlten Streb. Doch mit der Zeit hörten wir heraus, ob Gefahr im Verzug war oder ob es sich nur um blinden Alarm handelte. Diese Arbeiten waren schwerer als in der Transportkolonne, aber sie waren auch interessanter, und die Nacht ging schneller herum.

Im Sommer 1946 kam ich für einige Wochen zum Streckenvortrieb. Die drei Polen, die hier eine Mannschaft bildeten, bekamen einen Gefangenen zur Hilfe zugeteilt, der nicht auf ihren Lohn angerechnet wurde. Und der war ich. Bei dieser Arbeit konnte man, im Gegensatz zum Streb, aufrecht stehen. Aber dafür war es naß und kalt, und die Steine, die weggeräumt werden mußten, waren viel schwerer als Kohle. Die erste Schicht bohrte und schoß, die zweite räumte das Gestein weg und die dritte baute den Versatz.

Nach den Monaten des stupiden Hin- und Herschiebens der alten Wagen, in denen alle Aufmerksamkeit auf die Schienen gerichtet war, lernte ich hier erstmals richtige Bergmannsarbeit kennen. Zuerst wurden zehn bis zwölf Löcher drei Meter, manchmal vier Meter tief in den Stein gebohrt. Die Anordnung der Löcher war entscheidend dafür, wie der Stein reagierte. Brach zu wenig heraus, mußte nachgebohrt werden. Das kostete Zeit. Kam zuviel herunter, mußte mehr geräumt und mehr Versatz gebaut werden. Das kostete ebenfalls Zeit. An der Länge der Flüche hörte ich, ob meine Kumpel mit der Sprengung zufrieden waren.

Meine Aufgabe bestand darin, beim Bohren die Maschine auf der Schulter zu halten, damit der Häuer genau bohren konnte. Das klingt leichter als es ist, denn die Maschine war nicht nur ziemlich schwer; die Erschütterungen gingen mir durch Mark und Bein. Da wegen des Steinstaubs mit Wasser gebohrt werden mußte, stand ich mit den Füßen im Wasser, und von vorn bekam ich das Wasser ab, das am Bohrer herunterlief. Zum Glück war der Winter vorbei

und der Weg zum Lager morgens nicht mehr ganz so kalt. Dennoch waren, wenn die Schicht zu Ende war, die Holzschuhe durchgeweicht und die als Fußlappen verwendeten Papiertüten zu kleinen Kugeln zusammengeknüllt. Die mit Schießdraht zusammengebundenen Hosenbeine waren naß bis über die Knöchel.

Wenn das Gestein weggeräumt werden mußte, holte ich die leeren Wagen heran und schob die vollen dahin, wo sie abgeholt wurden. Am interessantesten war der Ausbau. An den Seitenwänden wurden dicke Holzstämme aufgerichtet, in die am oberen Ende mit der Axt eine Kerbe gehauen wurde, so daß ein dritter Stamm, die Kappe, darüber gelegt werden konnte, der das Ganze nach oben abstützte. Zwischen die Stempel wurden flache Hölzer, eine Art Zaunlatten, gesteckt und der Platz bis zum festen Gestein mit Steinbrocken versetzt. Als ich den ersten Stempel so zugehauen hatte, daß die Kappe paßte, war ich sehr stolz auf mich. Ich konnte etwas, was andere nicht konnten. Ich hatte etwas gelernt.

In dieser Zeit ging ich mit den polnischen Arbeitern von Schacht zum Querschlag und morgens wieder zurück. Da wir Gefangene immer als erste ein- und als letzte ausfuhren, hatte ich meistens noch Zeit für eine Verschnaufpause. In den ersten Nächten saß ich abseits, wenn sie ihre Vesper machten. Ich gehörte gewissermaßen nicht dazu. Doch nach einiger Zeit durfte ich bei ihnen sitzen, und später hatte reihum immer einer eine Vesperstulle für mich in der Zeitung eingewickelt, aus der er den anderen vorlas. Sie hatten mich akzeptiert. Es war das erste Mal, daß jemand meine Arbeit anerkannte. Im Lager bekam ich auf Vorschlag meiner Arbeitskameraden sogar eine Prämie: Eine ganze Woche lang erhielt ich täglich zusätzlich 200 Gramm Brot, dreißig Gramm Marmelade und 20 Gramm Speck, den ich wohl auf einmal bekommen habe. Das muß schon im Herbst gewesen sein, denn ich habe es im Oktober stolz nach Hause geschrieben.

Eines Tages war ein junger Arbeiter in meinem Alter in unsere Mannschaft gekommen, der, wie sich bald herausstellte, noch über das Kriegsende hinaus in Deutschland gewesen war und zwar in meiner engeren Heimat, in Mansfeld. Er hatte dort im Lager gelebt und war geblieben, bis die Russen kamen und die Amerikaner abzogen. Danach war er nach Polen zurückgegangen. Von ihm hörte ich zum ersten Mal, wie es nach dem Krieg zu Hause aussah, daß der Krieg nichts mehr zerstört, beim Einmarsch der Amerikaner niemand geschossen hatte und so auch niemand zu Schaden gekommen war. Nach einigen Tagen fragte ich ihn, ob er nicht einen Brief für mich befördern würde, in dem ich meiner Mutter einmal etwas ausführlicher schreiben könnte.

Anderthalb Jahre nach Kriegsende wußte ich noch nichts von zu Hause. Hatten die Eltern überlebt? War die Freundin unbehelligt über die Kriegs- und Nachkriegswirren gekommen? Warum ließen sie uns nicht schreiben? Sollte unsere Existenz verschwiegen werden, so daß unser Verschwinden niemandem auffiel? War es nur eine der Schikanen, die uns zermürben sollten, oder hatten die Polen noch gar keine Post?

Im März 1946 hatten wir auf einer vorgedruckten Karte der Grubenverwaltung zum erstenmal eine Nachricht nach Hause schicken dürfen, ganze zehn Zeilen. Ich schrieb: „Liebe Eltern! Ich befinde mich in einem polnischen Arbeitslager in Jawiszowice bei Krakau. Ich bin gesund und wohlauf, was ich von Euch Lieben auch hoffe. Kurt Rohkohl ist auch bei mir und Schneider Kri-sam aus Helbra. Beantwortet bitte umgehend die Karte. In der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen verbleibe ich Euer lieber Manfred.“ Meine Adresse war Jaworzno, skrzynka poczt. Nr.2, I/3.²⁵ Der Karte war eine ebenso kurze Rückantwort beigelegt.

Monate vergingen, ohne daß ich eine Antwort bekam. Irgendwann im Herbst, nach eineinhalb Jahren im Lager, hatte ich endlich ein Lebenszeichen von zu Hause bekommen. Es war von meiner Mutter.

Josef Biegun, so hieß mein neuer Kollege, war selbst lange und unter Zwang von zu Hause weg gewesen. Er verstand meine Sorgen und versprach, meinen Brief heimlich zu befördern. Auf der Rückseite eines Formulars der Mechanischen Taschentuch-Weberei Schneller und Schober aus Lauban konnte ich im Oktober 1946 endlich einen richtigen Brief schreiben, in dem nicht nur auf zehn Zeilen wiederholt wurde, daß ich gesund bin und dasselbe von meiner Familie hoffe. Ich schrieb mit einem spitzen Bleistift, den ich vom Schneider bekommen hatte, in so kleiner Schrift wie nur möglich, um viel mitteilen zu können. Ich schrieb an alle, die Mutter, die Großeltern, die Freundin und an die Nachbarn auch.

So gut es ging, versuchte ich Optimismus auszustrahlen. Ich berichtete von meiner Prämie und daß wir wieder einen Ofen in der Baracke bekommen haben, der wohl qualmt, aber doch wärmt. Hier konnte ich endlich einmal meine Fragen stellen, für die auf den Zehn-Zeilen-Vordrucken kein Platz war. „Wie steht es im Dorf? Was ist mit einem Beruf für mich? Ich habe, seit ich in Gefangenschaft bin, den Wunsch, Lehrer zu werden. Ob das wohl möglich ist? Aber sonst bin ich auch an körperliche Arbeit gewöhnt.“

Und dann kommt doch die Sehnsucht durch. „Mein Klavier wünsche ich mir manchmal, und ich kann mir nicht mehr denken, daß ich damals zu faul zum Üben war. Wenn wir abends zur Arbeit gehen, kommen wir an einem Haus vorbei, in dem oft ein Kind Klavier übt. Ach, wie mich das immer seltsam berührt.“ Fragen nach der Freundin, ob sie die Mutter noch besucht, nach den Nachbarn und Verwandten folgen. Und immer wieder die Frage nach dem Schicksal des Vaters. Sie blieb bis zum Ende der Gefangenschaft unbeantwortet.

Als ich Jahre später nach Hause kam, fand ich den Brief von Josef Biegun hinter meinem Bild. Er war vom 20. Oktober 1946. Er steckte in einem blauen Umschlag, frankiert mit einer Zehn-Zloty-Marke, die das Warschauer Schloß

²⁵ Skrzynka pocztowa = Postfach; I = Nummer des Kohlendistrikts (Nikolai); 3 = Lagernummer (Brzeszcze); siehe Böss, S. 115.

vor und nach der Zerstörung zeigte.²⁶ Meine Mutter hat ihn, wie alle meine Briefe aus der Gefangenschaft, bis zu ihrem Tode aufgehoben.

Schläge und Rückschläge

Anfang 1947 wurde ich an einen Bremsberg versetzt. Meine Arbeit bestand nun darin, mit Hilfe einer Seilwinde leere Wagen von der tiefer liegenden Sohle heraufzuholen und die vollen hinunterzulassen. Ich hatte die Wagen, die die Arbeiter brachten, von den Schienen zu schieben, auf einem Eisenblech um 90 Grad zu drehen, sie auf die andere Schiene zu bugsieren und mit einem Karabinerhaken festzumachen. Der Pole an der Winde, die hier „Haspel“ hieß, setzte den Wagen in Bewegung und ließ ihn langsam den Bremsberg hinunter. Ich zog dann noch an einem Draht, der am anderen Ende der Fahrt eine Glocke anschlagen ließ, die die Ankunft des vollen Wagens signalisierte. Dann hatten wir Pause, bis sie von unten klingelten, daß wir die leeren Wagen hochziehen konnten. Manchmal kamen auch eine ganze Zeit gar keine Wagen an, wenn die oben nicht förderten oder die unten keinen Nachschub hatten. Dann konnte der Pole schlafen, und ich legte mich auf ein paar Holzplatten und ruhte mich aus. War diese Arbeit nach dem Streckenvortrieb schon für mich eine ruhige Kugel, so war mein Kollege morgens vollends ausgeschlafen und konnte mit seinem Panjewagen aufs Feld fahren oder in die Stadt um einzukaufen.

Nach ein paar Tagen verließ er sich ganz auf mich. Ich bediente auch die Haspel und weckte ihn nur, wenn ich die helle Lampe des Steigers von weitem kommen sah. Für diesen zusätzlichen Wachdienst bekam ich allabendlich eine Stulle von echtem Bauernbrot. Ich hatte das Gefühl, er mochte mich.

Doch eines Tages begann er, nachdem der Steiger durch war und wir für den Rest der Nacht allein blieben, seine Hose aufzuknöpfen und sein eregiertes Glied herauszuholen, das schwarz von den Kohlenhänden war, mit denen er es mir hinhielt. Er forderte mich erst freundlich grinsend, dann immer heftiger auf, es in die Hand zu nehmen und ihn zu befriedigen. Was sollte ich tun? Sollte ich weglaufen? Das würde man mir als Arbeitsverweigerung auslegen. Hilfe rufen? Wer sollte mich hören? Ich war so überrascht, daß ich mir keinen Rat wußte und tat, was er verlangte. Ekel würgte mich, und ich sah weg, als er nach wenigen Handbewegungen seinen Samen auf die schwarze Kohle spritzte. Ich wagte nicht, jemandem davon zu erzählen. Einmal schämte ich mich schrecklich und zum anderen: Wer würde mir eine solche Geschichte glauben? Er war ein Pole und ich ein deutscher Gefangener, ein Niemiec. Doch als er am nächsten Abend dasselbe von mir verlangte und noch mit dem Knüppel drohte, da lief ich doch einfach weg und versteckte mich am Schacht, bis die

²⁶ Hier irrt Gebhardt. Die Briefmarke zeigt die Heiligkreuzkirche (Kościół Świętego Krzyża) an der Krakowskie Przedmieście vor und nach der Zerstörung.

anderen zur Ausfahrt kamen. Am nächsten Abend brauchte ich nicht mehr zu ihm, er selbst hatte einen anderen Gefangenen angefordert. Ich war zufrieden und versuchte, den Spuk einfach zu vergessen.

Doch ein paar Tage später mußte ich vor der Schicht zur Lagerverwaltung. Das war ungewöhnlich, und mir schwante nichts Gutes. Meine Ahnungen trogen mich nicht. Ich wurde beschuldigt, die Arbeit verweigert und Sabotage begangen zu haben. Ich bestritt das, denn was hätte ich sabotieren sollen? Den Naczelnik beeindruckte das gar nicht. Er erklärte mir, daß ich zu fünfundzwanzig Hieben, „dwadzieścia pięć na dupę“, verurteilt sei und das Urteil auch so gleich vollstreckt werde. Ich wurde in einen leeren Raum geführt, in dem nur ein Bock stand, auf dem ich mich vornüber beugen mußte. An der Decke brannte eine einzelne Glühbirne, die an einer Strippe hing und leicht hin- und herschwankte. Sonst war der weißgetünchte Raum leer, und ich konzentrierte mich darauf, meinen Blick auf die pendelnde Birne zu richten. Da traf mich auch schon der erste Schlag, der so schmerzte, daß ich, was ich unbedingt hatte verhindern wollen, laut aufschrie. Ich war nicht sehr tapfer. Wenn ich in Büchern lese, wie andere so etwas aushielten, fühle ich mich beschämt. Nach zehn Schlägen konnte ich das Wasser nicht mehr halten, und ich spürte, wie es mir warm und naß an den Beinen herunterlief. Der Naczelnik, der die Exekution überwachte, sah es und befahl dem Posten aufzuhören. Die noch fehlenden Hiebe sollten zur Bewährung ausgesetzt werden. Ich war fast dankbar und gelobte, immer fleißig zu arbeiten.

Als ich in die Baracke zurückkam, bestürmten mich alle mit der Frage, ob sie mich geschlagen haben, denn wer in die Baracke des Naczelnik bestellt wurde, kam selten ungeschoren davon. „Sie haben“, sagte ich, „und ich weiß nicht wofür.“ Alle nahmen Anteil an meinem Schicksal. Der Streit und die Querelen in der Baracke waren mit einem Mal vergessen. Jetzt waren wir wieder alle Deutsche, und der Feind sprach polnisch. „Sie sind alle Schweine“, sagte einer, „die Polacken. Als sie bei uns auf dem Gut gearbeitet haben, waren sie klein und häßlich. Und jetzt, wo die Russen den Krieg gewonnen haben, spielen sie sich als Sieger auf.“ Ich kletterte auf meine Pritsche und legte mich noch ein paar Minuten, bis die Sirene zur Nachtschicht rief, auf den Bauch, weil der Rücken gar zu sehr schmerzte. Einer wollte mich noch trösten mit dem Satz: „Warte nur, es kann auch einmal wieder anders kommen.“ Aber das interessierte mich schon nicht mehr. Ich hatte mit mir zu tun.

Die Schmerzen waren bald vergessen, aber die Frage, wem ich das zu verdanken hatte, beschäftigte mich weiter. Dabei war die Lösung so einfach. Der geile Haspelfahrer hatte mich angezeigt, weil ich mitten in der Nacht den Arbeitsplatz verlassen hatte. Vielleicht hatte er sich sogar einen Zeugen geholt, der seine Aussage bestätigen konnte. Dagegen hatte ich keine Chance. Und selbst wenn ich gesagt hätte, warum ich weggelaufen war, es hätte mir niemand die Geschichte abgenommen. Die Prügel wären mir in jedem Fall sicher gewesen, und der Hohn der anderen wäre noch dazugekommen. Denn wer hätte schon einem deutschen Gefangenen geglaubt.

Sehnsucht und Sorge

Besser als meine Erinnerungen könnten die Briefe, die ich von Oktober 1946 an in größeren Abständen nach Hause schreiben durfte, meine damaligen Gedanken und Empfindungen widerspiegeln. Doch sie tun es nur bedingt.

Wer so wenig vom anderen weiß, wie wir in diesen Jahren von unseren Angehörigen, ist versucht, immer dasselbe zu schreiben und immer die gleichen Fragen zu stellen, zumal, wenn ihm nur zehn Zeilen im Monat, und das nicht einmal in jedem, zur Verfügung stehen. Dazu kommt, daß keiner dem anderen das Herz schwermachen wollte. Auch meine Mutter schrieb nicht mehr, als daß sie gesund sei und dasselbe von mir hoffe. Zu dieser gegenseitigen Rücksichtnahme kam die Angst vor der Zensur. Was konnte, was durfte man auf einer offenen Karte schreiben? Hätte ich von meiner Prügelstrafe oder von meinen Erlebnissen mit dem Begräbniskommando berichten sollen, auf zehn Zeilen? Alle diese Dinge blieben ungesagt.

Außerdem waren die Karten so lange unterwegs, daß kein Dialog zustande kommen konnte. Die Weihnachtskarte, am 17. November geschrieben, kam am 25. Februar zu Hause an. „Diese Zeilen sollen Dir, meiner lieben Mutti, die herzlichsten Weihnachtsgrüße übermitteln.“ Da war Weihnachten längst vorbei. „Ich will Dir und mir nicht das 2. Weihnachtsfest, das wir getrennt verbringen müssen, durch viele Worte noch schwerer machen, als es ohnehin schon sein wird. Ich wünsche Dir deshalb nur ein gesundes Weihnachten, und möge Dir der liebe Gott unseren Vati noch nach Hause schicken. In Gedanken bin ich bei Euch, meine Lieben, auch wenn ich noch so weit weg bin.“

Zwischen dem 17. November und 9. März bekamen wir keine Vordrucke, den nächsten dann erst wieder am 3. Juni. Der Märzbrief kam im August, der Junibrief im September an. (Meine Mutter hat auf jedem Brief das Datum vermerkt, an dem sie ihn erhielt.) Was sollte man da schreiben? „Mir geht es soweit gut, wenn nur der böse Winter erst vorüber wäre.“ (15. Oktober 1946) „Mir geht es gesundheitlich noch gut, auch sonst geht es mir unverändert. Bei der letzten Untersuchung stellte der Arzt fest, daß ich gesund sei wie ein Fisch im Wasser. Der schlimme Winter, der uns lange Zeit Kälte bis zu –30 Grad brachte, geht nun auch zu Ende. Und mit gläubiger Zuversicht und im Vertrauen auf Gott sehen wir dem kommenden Frühling entgegen und hoffen, daß er uns die ersehnte Heimkehr bringen wird.“ (9. März 1947)

Doch der Frühling ging vorbei, der Sommer kam, der dritte in der Gefangenschaft. Die Lagerhaft zerrte an den Nerven, die Gedanken an zu Hause wurden lebhafter, die Sehnsucht nach einem normalen Leben wurde stärker. Am 3. Juni, dem Hochzeitstag meiner Eltern, schrieb ich: „Nur die Sehnsucht wird immer größer und das Heimweh nach dem Dorf, dem Wald, dem Haus, dem Garten, nach allen Lieben und vor allem nach Dir. Wollen wir Gott bitten, daß er uns gesund erhält und bald unsere Sehnsucht stillt.“

Am 29. Juli durften wir wieder schreiben. Es war der Geburtstag meines Großvaters, den ich in normalen Zeiten sicher vergessen hätte. Jetzt versetzte

ich mich in Gedanken in eine Geburtstagsrunde, wie ich sie von früher in Erinnerung hatte, mit Kirschkuchen und Milchkaffee. Als Junge hatte ich diese Geburtstage als höchst lästig empfunden und war immer froh gewesen, wenn ich nach dem Kaffeetrinken die Runde verlassen durfte. Nun aber bekamen auch solche Ereignisse ein ganz anderes Gewicht. „In Gedanken“, schrieb ich, „sehe ich Euch in der Laube beim Kaffeetisch sitzen, und ich schließe mich den Gratulanten an.“ Es lag Jahre zurück, daß ich an einer solchen Geburtstagsfeier teilgenommen hatte. Das war, bevor ich zum Militär mußte. Doch plötzlich stand mir alles wieder deutlich vor Augen, als sei es gestern gewesen: die mit Pfeifenkraut bewachsene Laube vor dem Haus, der Garten, in dem Gladiolen und Dahlien blühten, die für die Geburtstagssträuße herhalten mußten. Ich sah den Kirschbaum, an dem die Kirschen so tief hingen, daß man sie mit den Händen greifen konnte, wenn man den Hund Rolf nicht fürchtete, der gerade darunter seine Hütte hatte. In der Erinnerung roch ich den Kaffee, zu dem die Großmutter immer die Bohnen abzählte, und der in einer bauchigen Kanne, versteckt unter einer dicken Kaffeemütze, auf dem Tisch stand. Der Großvater trug sein bestes Vorhemd, einen weißen Brustlatz, mit gebundenem Schlips; die Großmutter hatte eine gestärkte weiße Schürze umgebunden und die Haare zu einem dicken Knoten aufgesteckt.

An die Gespräche erinnerte ich mich nicht. Vermutlich hatte es mich nie interessiert, worüber sich die Erwachsenen unterhielten. Vielmehr dachte ich natürlich an den Kirschkuchen, an dessen Geschmack ich mich zu erinnern suchte, an die reifen, frischen Kirschen und an die Wurststullen vom Selbstgeschlachteten, die es an solchen Tagen gegeben hatte. Anders konnte ich mir einen Geburtstag zu Hause nicht denken. Nun aber kam etwas dazu, das ich früher kaum beachtet hatte – die Erinnerung an weiße Tischdecken, bunte Gardinen, an gestärkte Kaffeeschürzen und gebügelte Vorhemden, an die gescheuerte Treppe und den gefegten Hof. Es war die Sehnsucht nach Sauberkeit und Ordnung und das, was wir kleinen Leute unter Kultur und Lebensart verstanden. Das totale Gegenteil von dem, was mich tagtäglich umgab: Schmutz, Unordnung, gieriges Essen aus Blechnäpfen, Wanzen in den Wänden und Läuse in den dreckigen Hemden.

Kirschkuchen und gestärkte weiße Wäsche, das war es, worauf sich der Heimatbegriff hier reduzierte, dazu ein Blick über die blühenden Gärten und die weißgetünchten Häuser des Dorfes. Hier waren die Häuser ohne Putz, die Fenster ohne Gardinen, die Gärten ohne Blumen, und die Frauen trugen auch an Sonntagen keine weißen Schürzen. Hier war Polen. „Heute habe ich Washtag“, schrieb ich am 15. August 1947. „Ich habe von Heinrich (dem Schneider) ein neues Hemd bekommen, aber hier wird alles so schnell schwarz. Wann wirst Du meine Wäsche wieder waschen?“

„Mit sehnsuchtsvollem Herzen ergreife ich wieder die Feder“, heißt es in einem Brief aus dem Herbst 1947. „Wieder geht der Sommer vorbei, mit allen Hoffnungen, die der Frühling brachte. Wie wird sich wohl daheim alles verändert haben?“ Wieder und wieder malte ich mir den Tag aus, an dem ich nach

Hause zurückkehren würde, und manchmal schrieb ich es auf, wie in den folgenden Zeilen, die ich „Heimkehr“ nannte.

*Rot sinkt die Sonne nieder
hinter dem dunklen Wald.
Abend wird es wieder,
und des Kirchleins Glocke erschallt.*

Im Abendlicht wollte ich heimkommen, so, wie ich es im Kino gesehen hatte, mit den letzten Sonnenstrahlen, die auf das stille Dorf fielen. Mit dem Abend verband ich Frieden, Ruhe, Heimwege. Und die Glocken sollten läuten wie an einem Samstagabend.

Vom Berg, auf dem die Mühle stand, zu der ich oft genug mit dem Handwagen das Korn zum Mahlen oder Schroten gefahren hatte, wollte ich kommen. Von hier aus hatte man den schönsten Blick auf das Dorf, das im Tale lag.

*Die knorrige alte Linde,
der Wächter vor dem Tor;
in der Ferne mit jedem Winde,
drang mir ihr Rauschen ans Ohr.*

*Das Kirchlein am steilen Hange
leuchtet im purpurnen Schein.
Und ums Herz wird mir so bange,
wie wird wohl das Wiedersehn sein?*

Hatte ich in einem meiner Briefe gefragt: „Wie wird sich wohl daheim alles verändert haben?“, so beschäftigte mich zunehmend die Frage, wie das ersehnte Wiedersehen mit der Heimat, der große, in Jahren herbeigesehnte Tag, in Wirklichkeit aussehen werde. Das Heimatdorf inmitten der Schächte und Hütten des Mansfelder Bergbau-Reviers, wo Halden die Landschaft wie Narben überziehen und die Luft nach heißer Schlacke riecht, wird in der Erinnerung immer schöner, da stehen Rehe auf blumigen Wiesen, Forellen plätschern im Bach und das Summen einer Sommerfliege wird zur vertrauten Musik.

Solange ich in meinen Träumen durch das Dorf spazierte, mich im Abendlicht an der Mühle stehen sah, solange hatte mein Leben ein klares Ziel. Alles war auf den einen Punkt ausgerichtet: Heimkehr ins Dorf, ins Elternhaus. Dieser Gedanke lebte in meinen Träumen, in meinen Briefen und in den holprigen Zeilen meiner Gedichte. Er beherrschte mein Leben voll und ganz. Er half mir leben und überleben.

Marischa

Zu Beginn des vierten Jahres in der Gefangenschaft hatte ich eine neue Arbeit bekommen, die eine Reihe Vorteile bot. Ich wurde – wohl weil ich vom Lande kam – Pferdekutscher auf der dritten Sohle von Andreas 2. Damit war ich wieder bei meiner ersten Beschäftigung im Schacht gelandet, dem Transport der leeren Grubenwagen vom Schacht zu den Förderstellen und der vollen zum Schacht zurück. Nur mußte ich die Karren nun nicht mehr schieben. Das Pferd zog sie, und ich war der Kutscher. Abends, wenn wir eingefahren waren und meine Kollegen zu ihren Arbeitsstellen gingen, die Rutschenverleger und die Kästenbauer, die Haspelfahrer und Streckenbauer, da ging ich in den Stall zu meinem Pferd, das auf polnisch „Koń“ hieß und von mir Koni gerufen wurde. Koni war schon alt und fast blind, so daß ich mit der Lampe vorausgehen mußte, an deren Lichtschein es sich orientierte. Mein polnischer Kollege, der Kutscher von der Mittagschicht, hatte noch gefüttert, und so konnten wir gleich losziehen.

Wir hatten es beide nicht besonders eilig, die leeren Wagen anzukoppeln und nach hinten zu fahren. So trotteten wir gemächlich durch die Stollen. Wir hatten keinen Chef, der uns antrieb. Und wenn nicht an einer der Förderstellen zufällig ein Gefangener die Wagen zusammenkoppelte, sprach ich die ganze Nacht mit keinem Menschen ein Wort. Die letzte Runde richteten wir immer so ein, daß wir vor Schichtschluß wieder im Stall waren. Koni bekam seinen Futtersack, und ich legte mich noch ein Stündchen ins Stroh, bis draußen jemand schrie, daß wir ausfahren sollten.

Nach ein paar Tagen stellte ich fest, daß mein Koni neben Hafer auch Körnermais bekam. Mit seiner durch Schweigen bekundeten Zustimmung füllte ich mir nun täglich ein kleines Säckchen Mais ab. Es war nur so groß, daß ich es, mit einem Schießdraht am Gürtel befestigt, zwischen den Beinen tragen konnte, wo es bei einer Kontrolle nicht entdeckt werden würde.

Manchmal hatte uns der Posten erlaubt, von den angefrorenen Kartoffeln, die auf dem Grubenhof lagen, mitzunehmen, was wir tragen konnten; und am Tor wurden sie uns wieder abgenommen. Auch wer ein Stück Kohle, unter der Jacke versteckt, ins Lager schmuggeln wollte, riskierte, daß man sie ihm abnahm und noch einen Fußtritt dazu gab, obwohl es an Kohle im Schacht wahrlich nicht mangelte. Mein Maissäckchen haben sie nie gefunden. So genau wollten sie nun wohl auch nicht nachsehen. Und außerdem konnten sie nichts ahnen von meinem Schatz.

Wenn ich in die Baracke kam, kochte ich den Mais zu einem dicken Brei, den ich mittags in die dünne Suppe gab. So hatte ich abwechselnd Kascha mit Mais und Kapusta mit Mais. Nach einer solchen Mahlzeit war ich einigermaßen satt, und ich hatte das Gefühl, meinem Körper etwas Gutes getan zu haben. Auf diese Weise hat mir mein Koni über den dritten Winter im Lager geholfen, und ich war ihm dankbar dafür.

Als zehn Jahre später in der DDR eine Kampagne für den Maisanbau lief und Nikita Chruschtschow immer wieder das Bild von der „Wurst am Stengel“

gebrauchte, dachte ich manchmal an mein Koni und seine Maisportion, die ich jeden Morgen zwischen den Beinen nach Hause trug.

Hatte ich mit dem Posten als Pferdekutscher schon beinahe das große Los gezogen, so schien ich in diesen Frühling auch sonst vom Glück begünstigt zu sein. Eines Morgens, ich kochte noch meinen Mais, während die meisten anderen schon schliefen, wurden am Tor drei Freiwillige gesucht, die Säcke abladen sollten. Mit solchen Anforderungen war es immer so eine Sache. Wenn sie jemanden suchten, der Klavier spielen kann, war für gewöhnlich die Latrine saubermachen. Mein Bettnachbar, ein Bauernsohn aus Bayern, sagte: „Komm, wir gehn mal, wer weiß, was da drin ist in den Säcken.“

Es war Mehl drin, schneeweißes Mehl aus amerikanischen Hilfslieferungen. Die Säcke, die im Bergarbeiter-Konsum abgeladen und gestapelt werden mußten, waren schwer. Nach kurzer Zeit waren unsere Gesichter von Schweiß und Mehlstaub verklebt, und unsere Knie zitterten. Doch die Aussicht auf eine Belohnung ließ uns den Schmerz ertragen. Außerdem wollten wir uns vor den Verkäuferinnen keine Blöße geben. Nach einer Stunde war es geschafft, das Auto konnte weiterfahren zum nächsten Dorf-Konsum. Wir durften uns waschen und auf den Säcken ein bißchen ausruhen. Der Posten saß im Nebenraum mit der Chefin. Er hatte eine „czwartka“, eine Viertelliter Flasche Wodka von der Marke Monopol, bekommen und schäkerte mit der vollbusigen Verkäuferin. Die beiden anderen blieben im Laden, doch sie brachten jedem von uns eine kleine Büchse mit amerikanischem Schweinefleisch und ein Stück Brot dazu. Sie stellten es schweigend vor uns hin und gingen wieder. Niemand sollte ihnen besondere Freundlichkeit nachsagen. Aber essen mußten sie ja schließlich, diese Deutschen, wenn sie morgen oder übermorgen wieder Säcke abladen sollten.

In unseren von Schießdraht zusammengehaltenen Grubenklamotten, auf denen zum Kohlendreck nun noch der Mehlstaub kam, sahen wir gewiß nicht so aus, daß sich ein Mädchen nach uns umdrehte, von der allgemeinen Verachtung für die Deutschen einmal ganz abgesehen. Wer uns so sitzen sah mit unseren kahlgeschorenen Köpfen, den eingefallenen Wangen und den müden, tief liegenden Augen, hätte auch unter anderen Bedingungen bestenfalls Mitleid mit uns empfinden können. Doch selbst dazu waren nur die wenigsten bereit. Zum Verlieben sahen wir bestimmt nicht aus.

Doch seltsamerweise sah ich mich selbst nicht so. Ich sah nicht in den Spiegel, und wenn, dann stand dort ein Fremder. Ich weigerte mich, dieser Mensch zu sein. Wie ich mein Leben zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen Erinnern und Hoffen so aufgeteilt hatte, daß für die Gegenwart kein Platz blieb, so paßte auch dieser glatzköpfige, heruntergekommene Mensch auf dem Mehlsack nicht in mein Selbstbild. Ich sah mich noch immer als den jungen Burschen, der am Sonntagnachmittag im blauen Anzug mit Hut und Krawatte ins Nachbardorf schlenderte und nach dem Kino mit den Mädchen über die Dorfstraße flanierte. Und die eine von den Verkäuferinnen, eine Dunkelhaarige mit großen Augen und frecher Nase, hätte in meine Vorstellung gepaßt.

Zum erstenmal nach drei Jahren war ich an diesem Morgen mit weiblichen Wesen zusammengekommen, hatte weibliche Stimmen gehört, auch wenn ich nicht verstand, was sie sagten. Zum erstenmal sah ich wieder Frauenhände, schmal, weiß und ohne Schwielen. Ich sah ihre Augen, die Haare, die locker herunterfielen. Auf den Busen und nach den Beinen traute ich mich gar nicht zu sehen. Ich versuchte zu lächeln, doch es muß mir mißlungen sein, denn die Mädchen zeigten keinerlei Reaktion.

Wir gingen ins Lager zurück, um endlich zu schlafen. Doch ich schlief nicht ein. Das Bild des dunkelhaarigen Mädchens ließ mich nicht zur Ruhe kommen. In den nächsten Tagen wurden wir noch mehrmals gerufen. Wir drei galten als Konsum-Kommando, worum uns viele beneideten. Jedesmal bekamen wir zu essen und zu trinken, und nach ein paar Tagen lächelten die Mädchen auch schon mal, wenn sie uns heimlich etwas zusteckten. Doch ich wagte nicht, nach ihrer Hand zu greifen oder sie sacht zu berühren. Es wäre mir wie Diebstahl vorgekommen.

Ich sah sie an, wie man ein Bild ansieht. Ich gab ihr einen Namen und nahm sie mit in meine Träume. Ich wußte, daß sie in einem der flachen Häuser hinter dem Lager wohnte, wo meine Phantasie sie suchen konnte. Und was ich ihr hätte sagen wollen, das schrieb ich in mein Heft.

Marischa

*Noch niemals sah ich im fremden Land
ein Mädchen so schön wie sie.*

*Und in keinem Fall war ihre Hand
so unerreichbar wie die.*

*Deine schwarzen Haare wie Ebenholz
die Wimpern von purer Seide,
Deine Augen leuchtend voll Mädchenstolz
sind meine einzige Freude.*

Als unser Konsum-Kommando längst zu Ende war, weil der neue Leiter keine Deutschen in seinem Laden haben wollte, dachte ich doch noch an das Mädchen mit den dunklen Haaren. Ich saß in meinen freien Stunden wieder hinter der Baracke am Zaun und sah hinaus durch den Stacheldraht. Doch nicht in den Wolken am Himmel erschienen mir die Traumgestalten, sondern in den Bergmannshäusern am Dorfrand, wo auch Marischa wohnte.

Besuch im Lager

Eines Tages kamen Fremde ins Lager, zwei Männer und eine Frau. Alle drei sprachen deutsch. Aber das mußte nicht heißen, daß sie auch Deutsche waren. Wie hätten die hierherkommen sollen. Die Frau erweckte unser besonderes In-

teresse; denn noch nie zuvor war eine Frau ins Lager gekommen. Sie war Mitte bis Ende vierzig, etwa im Alter meiner Mutter. Und etwas Mütterliches hatte sie mit ihrer rundlichen Figur auch an sich. Sie trug ein dunkles Kostüm, das die halbe Wade bedeckte, und ihre Haare waren nach städtischer Art frisiert. Ihr Deutsch war ohne Akzent und ohne Dialekt. Wenn sie einen Gefangenen etwas fragte, spürte man ihr Interesse. Ich sah, wie sie den Gesprächspartner dabei beobachtete und sich ein Bild von ihm machte. Die Männer ließen ihr in jeder Beziehung den Vortritt, nicht nur, weil sie eine Frau war; sie war unverkennbar der Kopf der Gruppe, auch wenn einer der Männer als Wortführer auftrat.

Er nannte sich Karl Wiesner und stellte sich als Journalist aus Berlin vor.²⁷ Auch er war für unsere Verhältnisse elegant angezogen, weißes Hemd, dunkles Sakko und helle Hose. Einen Schlips trug er nicht, vielleicht wegen der Wärme, denn er sah nach einem aus, der mit Schlips und Kragen geht. Er trug eine helle Hornbrille und am Revers ein Abzeichen, das ich noch nie gesehen hatte, ein rotes Dreieck, das ihn, wie er uns erläuterte, als ehemaligen KZ-Häftling auswies. Das Abzeichen war seinem Ansehen hier nicht in dem Maße förderlich, wie er wohl annahm und wie er es verdient gehabt hätte. Der dritte im Bunde gehörte wohl nicht ganz dazu. Er trug keinen Maßanzug, sondern eine Art Uniform aus braunem Wollstoff, und er hielt sich in den Gesprächen auffallend zurück.

Am Nachmittag versammelten wir uns auf dem Appellplatz, denn der mit der Brille wollte eine Rede halten. Er nannte das Ganze ein Meeting. Wir mußten nicht antreten und wurden auch nicht gezählt, aber alle, die im Lager waren, kamen, um zu hören, was er zu sagen hatte. Er berlinerte wie mein Hauptmann bei der Flak. Das war das erste, was mir auffiel. Und er dozierte wie ein Lehrer. Was er über Faschismus und Sozialismus, über Friedensvertrag und Kriegstreiber sagte, ging an mir, wie an den anderen auch, vorüber. Im Gedächtnis ist mir nur geblieben, daß es in den Lagern nun besser werden sollte und wir bald nach Hause fahren würden. Das war das einzige, das mich interessierte. Wenn er nicht immer vom Aufbau im Osten gesprochen hätte, ich hätte nicht sagen können, aus welchem Teil Berlins er kam. Ich konnte mir die Aufteilung einer Stadt in vier Sektoren mit vier verschiedenen Kommandanten ohnehin nicht vorstellen. Für mich waren da auch keine Unterschiede zu bemerken, alle vier waren unsere Feinde gewesen, und wenn man unsere gegenwärtige Situation in Betracht zog, auch bis heute geblieben.²⁸

²⁷ Biographische Daten siehe in diesem Bericht weiter unten. Das Zentralsekretariat – Vorläufer des Politbüros – der SED befaßte sich erstmals am 22. 12. 1947 mit Fragen der deutschen Kriegsgefangenen in Polen. Dabei wurde beschlossen, Karl Wloch alias Wiesner als Beauftragten der Partei nach Polen zu entsenden, um die politische Umerziehung der Kriegsgefangenen zu organisieren (Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR, Az IV 2/2.1. 144)

²⁸ Aus dem ersten Bericht von Karl Wloch an das Zentralsekretariat der SED (undatiert, vermutlich August 1948, Privatarchiv Gebhardt): „Am 10. April 1948 kam ich nach

Zum Schluß seiner Rede stellte er uns den dritten vor. Er nannte ihn Paul. Paul war zu unser aller Überraschung ein Kriegsgefangener wie wir, aber eben doch nicht wie wir. Er war mit den beiden anderen aus Gleiwitz²⁹ gekommen, und er sollte im Lager bleiben. Er trug den Titel „Obmann“ und sollte eine „Selbstverwaltung“ aufbauen, die die Interessen der Gefangenen gegenüber der polnischen Administration vertrat.³⁰ Paul war ein leiser, umgänglicher Mann von Mitte vierzig. Er besaß nicht die Rhetorik und das Selbstbewußtsein des anderen und nicht den scharfen Blick der Frau. Aber er machte einen offenen und ehrlichen Eindruck. Man würde sehen, was aus all dem würde, was er und sein Vorredner angekündigt hatten. Das Fazit des Tages faßte einer auf dem Weg zur Nachtschicht in dem Satz zusammen: „Nun wissen sie auch in Berlin, daß wir noch hier sind. Schaden kann's nicht.“

Das Lied vom Frieden

Der Besuch aus Warschau hatte im Lager die Hoffnungen geweckt, daß wir doch noch in diesem Jahr nach Hause kämen. Ewig konnten sie uns ja nicht hierbehalten. Der Sommer und die Sonne, die morgens schon schien, wenn wir aus dem Schacht kamen, trugen ihres dazu bei, daß sich die Stimmung im Lager besserte. Das alles kam dem Anliegen von Paul, so wollte der neue Obmann genannt werden, zugute. Er begann, ohne viel Wirbel Verbesserungen im Lager durchzusetzen, wie sie der Besuch aus Warschau versprochen hatte.³¹

Warschau und hatte an den ersten zwei Tagen vorbereitende Besprechungen mit den polnischen Genossen. Sie erklärten mir, daß die Lage in den Kriegsgefangenenlagern sehr schwierig sei und von vornherein mit einer längeren Anwesenheit in Polen gerechnet werden müßte. Wir verständigten uns darüber, daß ich als deutscher Journalist in den Kriegsgefangenenlagern Zutritt erhalten sollte, da das die natürlichste Erklärung für meine Anwesenheit sei und dadurch unsere Partei nicht so leicht in Verbindung mit dieser Arbeit gebracht werden könnte. Ich glaube, gleich einleitend sagen zu können, daß der Eindruck, von der SED in einem bestimmten Auftrag in die Kriegsgefangenenlager geschickt worden zu sein, vermieden worden ist. Die Lage der Kriegsgefangenen war weitaus schwieriger, als ich erwarten konnte. . .“

²⁹ Der Kohlendistrikt VIII Gleiwitz (Gliwice) war einer der zehn unmittelbar nach Beendigung der Kampfhandlungen organisierten oberschlesischen Kohlendistrikte diesseits und jenseits der Reichsgrenze von 1937, auf die deutsche Kriegefangene verteilt wurden, siehe Böss, S. 114 ff.

³⁰ Dazu schreibt Böss, S. 98: „Seit dem Sommer 1948 hatten also die deutschen Kriegsgefangenenlager auch ihre eigene Selbstverwaltung, und die Besetzung dieser Posten erfolgte durch Kriegsgefangene, die die Antifa-Schule in Warschau absolviert hatten. Organisatorisch setzte sich diese Selbstverwaltung wie folgt zusammen: 1. Lagerältester 2. Lagerobmann (politischer Betreuer) 3. Kulturwart 4. Arbeitsinspektor 5. Jugendobmann 6. Lagergerichts-Vorsitzender“. Wloch spricht von folgender Organisation: Lagerobmann (politische Aufgaben, Lagerältester (organisatorische Aufgaben), Kultur-, Jugend- und Sportobmann, Lagergericht, Küchenkommission usw.“ (a.a.O.)

³¹ Wloch in seinem Bericht (a.a.O.): „Die jetzige Lage ist nach vier Monaten eine völlig andere geworden. Die polnischen Genossen haben von vornherein Wert darauf ge-

Erstes Zeichen der Veränderungen: Unsere Köpfe wurden nicht mehr kahlgeschoren, wir durften die Haare wachsen lassen. Nach drei Monaten sahen sie fast wie eine richtige Frisur aus. Für die meisten, besonders uns Jüngere, war das wichtiger als die anderen Veränderungen, die sich in diesem Sommer noch einstellen sollten. Mit den Haaren wuchs das Selbstbewußtsein, wie es mit dem Kahlscheren beschädigt worden war.

Als sie mir noch beim Militär die Haare auf sogenannte Streichholzlänge gebracht hatten, empfand ich das als schmerzlichen Eingriff in meine Persönlichkeit. Und das sollte es auch sein. In dem einheitlichen Haarschnitt lag symbolische Bedeutung. Jetzt bist du nicht mehr das Individuum, das sich von anderen durch die Frisur unterscheidet, jetzt bist du ein Soldat in Reih und Glied. Die Uniform kannst du ausziehen, den Rock, die Hose, die Knobelbecher. Allein nach deinem Haarschnitt wird man dich erkennen und dich einreihen in die Kolonnen, die im Gleichschritt marschieren.

Der Raub der letzten Haare in Lager, die monatlich wiederholte Kopfschur, die, solange es im Lager kaum Seife und andere Waschmittel gab, in der Bekämpfung der Läuse eine medizinische Berechtigung hatte, empfand ich dennoch als persönliche Kränkung und fast als eine Art Entmannung. Mit dem Recht, wieder Haare zu tragen, wenn auch nur kurze, kehrte ein Stück Selbstachtung zurück, ein bißchen eigene Persönlichkeit.

Das alles mag heute übertrieben klingen, denn es gab noch andere Neuerungen im Lager. Das Essen wurde besser, wenn es auch weit davon entfernt war, jemanden satt zu machen, der die ganze Nacht im Schacht gearbeitet hatte. An der Tafel stand nun, daß wir täglich 3038 Kalorien bekämen, was immer das bedeuten konnte. Die lästigen Zählappelle wurden eingeschränkt und nach und nach stillschweigend eingestellt. Auch die sogenannten Halbschichten zum Hoffegen und Holzentladen wurden weniger. Die Arbeitszeit wurde der der Zivilisten angeglichen. Zum erstenmal seit drei Jahren sollte es Lohn geben, zehn Prozent von dem der polnischen Kumpel, wovon die Hälfte sofort ausgezahlt und der Rest für die Entlassung gespart werden würde.³²

Wir durften jetzt zweimal im Monat nach Hause schreiben, und es kam auch öfter Post an. Ins Krankenrevier kam nun mehrmals in der Woche ein polnischer Arzt. Die Wachmannschaften waren moderater geworden und schrieten nicht mehr bei jeder Gelegenheit herum. Am Tor wurde nicht mehr gefilzt, wenn ein Kommando Kartoffeln oder Kohle mitbrachte. Auch bei den Posten zeigte sich ein neuer Umgangston mit den Gefangenen. Einige blieben, wie sie immer gewesen waren: Sie schrieten bei jeder Gelegenheit und drohten Schläge an. Die meisten aber änderten ihren Ton und ihr Verhalten. Sie spür-

legt, Vorschläge für die Verbesserung der gesamten Lage der Kriegsgefangenen zu erhalten, und haben alle meine Vorschläge in großzügigster Weise behandelt und berücksichtigt. . .“

³² Zu Arbeit und Entlohnung in den oberschlesischen Kohlegruben siehe Böss, S. 132 ff.

ten, daß etwas im Gange war und diese Deutschen irgendwo, vielleicht ganz oben, Fürsprecher hatten. Und das alles hatte bestimmt mit diesem Obmann zu tun, der fast täglich mit dem Naczelnik gesehen wurde.

Paul blieb unauffällig, meistens im Hintergrund. Er hielt keine großen Reden, er unterhielt sich lieber mit einzelnen Gefangenen, mit denen er auf der Lagerstraße auf und ab ging. In einer der Baracken, in denen die ungarischen Offiziere gewohnt hatten, befand sich sein Büro. Doch da war er selten anzutreffen. Bei aller Freundlichkeit umgab ihn etwas Geheimnisvolles. Mehr, als daß er mit der Warschauer Delegation ins Lager gekommen war, wußten wir nicht von ihm, und er sprach nicht über sich. Sein Name klang polnisch, Twardcki oder so ähnlich. Der Aussprache nach hätte ich ihn eher im Rheinland angesiedelt. Bei aller Offenheit, die er sonst an den Tag legte, blieb seine Biographie im dunklen. Er stand zwischen den Gefangenen und der Lageradministration, keinem ganz zugehörig und von beiden Seiten mißtrauisch beobachtet. Die Kluft zwischen den Gefangenen und ihren Bewachern war nach all den Jahren so groß, die Fronten waren so verhärtet, der Haß war auf beiden Seiten so tief, daß kein einzelner eine Brücke hätte schlagen können. Paul schien das zu spüren und suchte nach Verbündeten. Doch wem sollte er trauen? Wie sollte er die, die sich von seiner Freundschaft einen Vorteil versprochen, von denen unterscheiden, die sein Anliegen teilten und es ehrlich meinten? Er orientierte sich auf die Jungen, die Zwanzigjährigen, die noch nicht resigniert hatten, die formbar erschienen und die, was nicht unwichtig war, mit dem faschistischen System nicht so lange und vielleicht nicht so stark verbunden gewesen waren oder doch wenigstens persönlich nicht so stark belastet.

In einer der Ungarn-Baracken wurde ein Jugendzimmer eingerichtet, in dem sich die Jungen treffen und miteinander reden konnten. Ein Akkordeon hatte Paul aus Gleiwitz mitgebracht, und es zeigte sich, daß einige ganz gut darauf spielen konnten. Sie spielten die alten Schlager aus der Kriegszeit, die sie auswendig kannten, denn Noten gab es nicht. Und wir sangen mit: „Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei...“ oder: „Es wird einmal ein Wunder geschehn...“ Wir warteten auf das Wunder nun schon über drei Jahre, und es geschah nichts. Nun aber... Die Musikanten erinnerten sich an den „schönen Böhmerwald“, an den „Kronenwirt“, bei dem immer Jubel und Tanz war und natürlich an den wunderschönen deutschen Rhein. Nur vom Riesengebirge und von Rübezahl wollte Paul nicht, daß wir sangen. Das mußten sie ihm in Warschau gesagt haben. Na, wenn schon.³³

So ein Nachmittag ging schneller vorüber als in der Baracke, wo immer dieselben Geschichten erzählt wurden. In den Musikpausen las Paul aus der einzigen Zeitung vor, die es im Lager gab, oder er berichtete, was er gelesen hatte. Wir hatten ihn im Verdacht, daß er diese Nachmittage nur organisierte, um seine Zeitungsschau abhalten zu können. Doch was er sagte, klang vernünftig und

³³ Zur Freizeitgestaltung siehe Böss, S. 168 ff.

hatte seine Logik, jedenfalls erschien es mir so. Deutschland sollte einen Friedensvertrag bekommen, es sollte ein Land bleiben und nicht in Zonen und Sektoren zerrissen werden. Anders konnten wir uns das Land ohnehin nicht vorstellen. Wir sollten nach Hause kommen und beim Aufbau helfen, die Ruinen wegräumen, das Leben wieder in Gang bringen. Und vor allem: Nie wieder Krieg! Nie wieder Soldat! Ja, damit waren wir einverstanden. Die meisten hatten noch keinen Beruf. Sie wollten lernen und arbeiten.

Wenn ich nachts Stunde um Stunde allein mit meinem Pferd durch die dunklen Stollen trabte, hatte ich viel Zeit, über alle diese Dinge nachzudenken. Paul hatte mich gefragt, ob ich mitmachen wollte in seiner Jugendgruppe, und ich hatte abwartend reagiert. Mit Politik wollte ich nichts mehr zu tun haben. Ich wußte zu wenig, was zu Hause los war, um dem einen oder anderen recht zu geben. Natürlich war ich für den Frieden. Wer war das nicht, noch dazu, wenn er drei Jahre als Kriegsgefangener im Lager saß. Und für ein einheitliches, großes Deutschland, das im Frühjahr 45 so viele von uns mit ihren albernen Kokarden in Frage gestellt hatten, war ich natürlich auch. Deutschland, das war für mich noch immer ein hohes Ideal, ein heiliger Name. Und daß das Land, unser Land, wieder aufgebaut werden mußte nach all den Bombenangriffen, das stand außer Frage. Aber warum hielten sie uns hier als Arbeitsklaven fest, anstatt uns zu Hause aufbauen zu lassen?

Paul hatte nicht auf jede unserer Fragen eine Antwort. Manchmal hatte er auch nur eine Ausrede. Wie er sprach, schien er Lehrer zu sein, was er nach einiger Zeit auch bestätigte. Er hatte die Kinder anderes gelehrt, als er uns nun versuchte beizubringen. Manchmal empfand er den Widerspruch selbst, er hatte umgelernt und umgedacht, er hatte neue Einsichten gewonnen, doch von den alten waren einige geblieben. Vielleicht wußte er es selbst gar nicht, und mit Sicherheit hätte er es energisch abgestritten. Er versuchte, die neuen Gedanken aus alten Wertvorstellungen zu entwickeln. Einer dieser Werte, der ganz oben stand, hieß Deutschland. „Einheit Deutschlands!“ – „Friedliches Deutschland!“ – „Aufbau eines neuen Deutschland!“ Dann kamen vertraute Begriffe wie „Heimat“ – „Vaterland“ – „Nation“. Alles Worte mit einem guten Klang.

Neu war die Freundschaft mit allen Völkern. Aber ohne sie kein Frieden, und den hatten wir nicht erst in der Gefangenschaft herbeigesehnt. Diesen Traum träumten alle seit vielen Jahren. Mit Pauls Hilfe studierte der Akkordeonspieler ein neues Lied ein: „Das ist das Lied von dem Frieden auf Erden, das ist das Lied von der glücklichen Welt. Das ist das Lied von der Freundschaft der Völker, das Lied der Jugend, das uns zusammenhält.“

Das Lied gefiel mir, auch die Melodie, sie war einfach und fröhlich. Wenn man wollte, konnte man auch danach marschieren, aber das mußte ja nicht sein.

Mit vielem, was Paul glaubte, uns sagen zu müssen, rannte er offene Türen ein. Daß wir für den Frieden sein sollten, mußte man uns, für die der letzte Krieg noch nicht beendet war, nicht erklären. Auch über Hitler und die Ge-

nerale, die uns noch im Frühjahr 45 ins Feuer gejagt und sich selbst in Sicherheit gebracht hatten, brauchte man uns nicht zu belehren. Aber als Paul anfang, mir zu erklären, daß ich ein Arbeiterjunge sei und daraus etwas Besonderes ableiten wollte, fand ich das höchst unpassend. Natürlich war mein Vater Arbeiter, das hatte ich nie verschwiegen. Ich empfand es nicht als Schande. Aber einen Vorzug vermochte ich darin auch nicht zu erkennen. Ich war immerhin aufs Gymnasium gegangen, wenn auch nur bis zu meiner Einberufung zur Heimatflak. Ich hatte mich nie als Arbeiterkind gefühlt. Meine ganze Erziehung, die zu finanzieren meinen Eltern sehr schwer fiel, war darauf gerichtet, daß ich einmal kein Arbeiter werden würde. Also, welche Bedeutung sollte es haben? War ich deshalb besser oder schlechter als andere? Ich hatte mit Kindern von Bergleuten und von Gutsbesitzern, mit Apothekersöhnen und Kaufmannskindern in einer Klasse zusammengesessen. Wir waren zusammen zur Flak und zum Teil noch gemeinsam an die Front gekommen. Und spätestens hier gab es keine Unterschiede zwischen uns. Wir waren alle Deutsche.

Ohne daß ich es bemerkte, war ich in den Kreis derer aufgerückt, die Paul das Jugendaktiv nannte. Nach der langen Zeit ohne jede geistige Beschäftigung, ohne Zeitungen und Informationen, war ich begierig, neue Gedanken aufzunehmen und mir ein Bild von der Welt zu machen, die nach dem Krieg entstanden war und von der ich nichts weiter kannte als den halben Hektar hinter Stacheldraht und die dunklen Stollen im Schacht. Ich glaube, ich war ein gutes Medium. Ich saugte die neuen Gedanken auf wie ein Schwamm und versuchte, die Worte auf ihren Wert für mich abzuklopfen. Frieden, Deutschland, Heimat, Freundschaft und Aufbau – das waren die Schlüsselworte, aus denen sich die Ansätze einer neuen Überzeugung formen ließen. Da ich in den Diskussionen nur selten zu Wort kam, schrieb ich meine Gedanken, wie ich es gewohnt war, in Versen auf und pinnte den Zettel im Jugendzimmer an die Wand. Ich überschrieb es: „Ich rufe die Jugend“.

*Kameraden, sagt's einer dem andern:
Jetzt ist nicht Zeit zum Ruh'n!
Wir haben in unserer Heimat
Unendlich vieles zu tun.*

*Wir dürfen nicht tatenlos schauen
Und weinend an Gräbern stehn
Wir müssen beginnen zu bauen
Wenn Deutschland soll neu ersteh'n.*

*Wir müssen mit eisernem Fleiße
Errichten, was jene verheert,
Die damals auf Hitlers Geheiß
Städte und Dörfer zerstört!*

*Es möge uns unter den Völkern
Ein Platz neu gegeben sein
Und Freundschaft mit allen Ländern,
Die ernst sich dem Frieden weih'n.*

*Kameraden, verschließt nicht die Ohren,
Hört die Signale der Zeit!
Die Heimat ist ewig verloren
Sind wir nicht zur Arbeit bereit.*

Der Wachmann

In diesem Jahr 1948 hatte sich, von uns Kriegsgefangenen nahezu unbemerkt, die Welt draußen gründlich verändert. Die ersten Nachkriegsjahre waren an uns, die wir kaum etwas von der Außenwelt erfuhren als manchmal ein paar Brocken von einem polnischen Kumpel, total vorbeigegangen. Unser Informationsstand war bei der deutschen Kapitulation von 1945 stehengeblieben, unsere Feindbilder hatten sich nicht verändert. Nun holte uns die Entwicklung ein.

Dem heißen Krieg, der uns hierher gebracht hatte, war ein kalter Krieg gefolgt, von dem wir nichts wußten und nichts ahnten, aber in dem uns doch schon eine Rolle zugeordnet war. Die Siegermächte hatten sich zerstritten, und spätestens seit der Währungsreform im Juni bahnte sich eine Spaltung Deutschlands in den Besitzständen der alliierten Sieger an. Man sprach von einem Eisernen Vorhang, der durch Europa verlief, wobei die deutsche Ostzone und Polen auf derselben Seite des Vorhangs lagen.

Das alles wirkte sich direkt oder indirekt auf unsere Lage aus. Wir waren plötzlich zu einer Größe in der Politik geworden, ohne daß uns jemand vorher gefragt hatte. Die Rechnung war einfach: Die deutsche Ostzone brauchte polnische Kohle, und Polen brauchte die deutschen Kriegsgefangenen, um diese Kohle zu fördern. Somit ergab sich eine Interessenübereinstimmung beider Seiten für einen weiteren befristeten Einsatz der Kriegsgefangenen, aber auch die Notwendigkeit, das Regime in den Lagern so zu verändern, daß die Kriegsgefangenen ausreichend ernährt, kulturell betreut und für ihre Aufgabe in der Produktion motiviert wurden.³⁴

³⁴ Aufschlußreich dazu in einem Bericht von Karl Wloch an das ZK der SED (10.9.1949, Kopie Privatarchiv M. Gebhardt, S.10): „Der sichtbarste Erfolg der Tätigkeit der Selbstverwaltung und ihrer Funktionäre scheint mir in der unbestreitbaren Hebung der Arbeitsproduktivität zu liegen. Von Anfang an wurde besonderer Wert darauf gelegt, allen Kriegsgefangenen die Verantwortung des deutschen Volkes am Nazismus, am Krieg und den anderen Völkern auferlegten Leiden und Zerstörungen klarzumachen. Aus kriegsgefangenen Zwangsarbeitern sollten Aktivisten der freiwilligen Wiedergutmachung und des Wiederaufbaus werden. Diese nie aufhörende politische Kampagne wurde von polnischer Seite . . . unterstützt. Die Folge war ein auf allen Arbeitsstellen beobachtetes, allgemein anerkanntes sprunghaftes Ansteigen der Arbeitsleistung. . .“

In diesem Sommer 1948 ist etwas mit mir geschehen, das ich versuche, mir ins Gedächtnis zurückzurufen, um es selbst zu begreifen. . . Bisher waren Kurt und der Schneider beinahe die einzigen Menschen gewesen, mit denen ich mich im Lager angefreundet hatte. Wir trafen uns gewöhnlich am Sonntag, wenn wir nicht zur Schicht mußten und der Schneider nicht zu seinen Kunden ging. Unsere Gespräche kehrten immer wieder an einen Punkt zurück: an die Erinnerungen, die uns mit zu Hause verbanden. Am Sonntag waren wir in Mansfeld, gingen auf „Bad Anna“ gondeln oder zum Kinobesuch ins „Welttheater“, wir fuhren auf der „Wasserwiese“ Karussell und amüsierten uns darüber, daß wir uns alle drei an den Spruch vom Eismann erinnerten : „Wer sich will mit Schmeling messen, der muß Eis von Selig essen!“ Dann lachten wir, und manchmal wurden wir auch still und traurig, aber auch das war gut für unsere Seele.

In unserer Erinnerung war alles so geblieben, wie wir es verlassen hatten. Selbst die Menschen waren in unseren Erzählungen nicht älter geworden. Es kam vor, daß einer sagte: „Der oder die muß doch jetzt schon so alt sein. . .“ Dann wurde uns bewußt, wie lange wir schon weg waren, die meiste Zeit davon in diesem Lager. Die Erinnerungen an die Heimat waren das Band, das uns zusammenhielt. Worüber, wenn nicht über „die Lieben daheim“, hätten wir reden sollen.

In diesem Sommer ging ich öfter in die Jugendstunde, die am Nachmittag stattfand, bevor ich zur Nachtschicht mußte. Hier gab es Gespräche, die sich nicht um die Mansfelder Heimat drehten. Die Heimat, um die es hier ging, war größer. Es war das Land, in das wir demnächst zurückkehren würden und zu dem wir eine Einstellung gewinnen wollten. Wir konnten uns kaum vorstellen, wie es dort heute aussah, und wir suchten nach einem Kompaß, um uns in all dem Neuen, das auf uns einstürmte, zurechtzufinden.

Zu dieser Zeit war eine Broschüre zu uns ins Lager gekommen, ein kleines graues Heft mit einem ziemlich dilettantisch gezeichneten Kriegsgefangenen auf dem Titelblatt. Er stand hinter Stacheldraht und zeigte auf die Ruinen einer Stadt, hinter denen eine dicke runde Sonne aufging, die sicher hätte rot sein sollen, wenn die Broschüre in Farbe gedruckt worden wäre. Der Titel des Heftes lautete: „Kamerad denk nach!“, ohne Komma, aber mit einem dicken Ausrufezeichen. Damit hatte ich gerade begonnen.

Der Mann auf der Broschüre sah aus wie wir alle, er trug eine alte Wehrmachtsjacke und eine etwas ramponierte Schirmmütze. Und er mußte in meinem Alter sein, er hatte ein junges Gesicht. Als Autor war der Kriegsgefangene Werner Land angegeben. Das war schon ungewöhnlich, daß ein Gefangener Broschüren schreibt, aber Werner Land gab es wirklich. Ich habe ihn später in Warschau kennengelernt und bis zu seinem Tode immer mal wieder getroffen. Er war ein Schriftsetzer aus Berlin, der 1933 einige Monate von den Nazis eingesperrt gewesen war. Später wurde er Soldat und hatte – wie er in der Einleitung seiner Broschüre schrieb – nach Kriegsende den Marsch der Gefangenen über die Tschechoslowakei und die großen Zentrallager in Sachsen nach Schle-

sien mitgemacht, wo er mehrere Jahre unter Tage arbeitete wie wir alle. Er kannte die Sorgen und Nöte der Kriegsgefangenen, er war sozusagen einer von uns. Zumindest mußte er es einmal gewesen sein, bevor er Broschüren schrieb.

Wer immer diesem Werner Land auch geholfen oder die Feder geführt hatte: Was er schrieb, war schon bedenkenswert. Es war die erste politische Schrift, die ich nach dem Ende der Hitlerzeit in die Hand bekam. Ich las die Broschüre in einem Zug in der Schneiderkammer, wo ich ungestört blieb. Da sich der Autor vorzugsweise an junge Leser wandte, fühlte ich mich angesprochen. Dabei half ihm die Tatsache, daß er mir gegenüber mit Erstinformationen aufwarten konnte, daß er gewissermaßen den ersten Zugriff auf meine politische Meinungsbildung hatte nach all den Jahren der Isolierung.

Wenn ich heute an diese erste Begegnung mit einer neuen Sicht auf die jüngste Geschichte zurückdenke, die ich doch selbst miterlebt hatte, dann erinnere ich mich eigentlich nur an mein Erschrecken über das, was da über die Verbrechen der Hitlerfaschisten geschrieben stand. Natürlich hatte ich gewußt, daß es Konzentrationslager gab. In Buchenwald, nicht weit von uns zu Hause, war so eines gewesen. Doch die dort begangenen Verbrechen an den Gefangenen hätte ich mir nicht vorstellen können und wohl auch niemandem geglaubt.

Hier nun waren die Namen von einem guten Dutzend solcher deutschen Konzentrationslager aufgeführt, in denen Millionen unschuldiger Menschen ermordet wurden. „Juden, nur weil sie Juden waren, Männer, Frauen, Greise und Säuglinge. Es gab keine Gnade für irgendein Alter oder Geschlecht. Was haben diese Millionen Frauen und Kinder getan, daß sie auf Befehl eines Himmeler vernichtet wurden?“ Von einem millionenfachen Ausrottungsfeldzug und von Massenmord war die Rede und daß wir darüber nachdenken sollten. Bei den Stätten, an denen Menschen in großer Zahl vergast, erschlagen und erhängt wurden, stand der Name von Auschwitz immer ganz oben. Es war fast wie ein Sammelbegriff für alle Verbrechen der Nazis, die nun – für uns mit Verspätung – ans Licht kamen.

Bei aller Unvorstellbarkeit der Zahlen und mancher im Heft unbewiesener Behauptung ließen mich die Schilderungen von den Gaskammern und den Krematorien, aus denen der süßliche Geruch von verbranntem Menschenfleisch aufgestiegen war, nicht mehr zur Ruhe kommen. Sie verfolgten mich bis in die Nachtschicht, wenn ich – allein mit dem Pferd – Zeit genug hatte, meinen Gedanken nachzuhängen. Konnte das wirklich so gewesen sein, wie es hier beschrieben wurde?

In dieser Zeit erzählte mir der Schneider unter dem Siegel größter Verschwiegenheit von einem aus der Lagerwerkstatt, der als Wachtposten in Auschwitz gewesen war und irgendwann mit jemandem darüber sprechen mußte. Er hatte dem Schneider mit Ehrenwort versichert, daß er auf keinen Menschen geschossen, keinen geschlagen habe und überhaupt kaum mit den Häftlingen in Berührung gekommen sei. Dennoch hätten ihn die Polen vermutlich erschlagen, wenn sie es erfahren hätten.

Ich kannte ihn, seit ich mir jeden zweiten Tag nach der Schicht das Brot vom Schneider aus der Werkstatt abholen kam. Er war ein stiller, kleiner, untersetzter Mann mit einem schwäbischen Dialekt. Der Meister der Werkstatt, ein Leipziger, machte sich oft mit gutmütigem Spott über seine Aussprache lustig, was wir anderen nun schon wieder komisch fanden. Zehn Stunden saß er manchmal an seinem Schneidertisch und konnte doch nichts anderes tun, als auf die Flicker unserer Jacken und Hosen neue Flicker zu nähen. In der Werkstatt sprachen sie wenig, was für Schneider, wie ich mir habe sagen lassen, ungewöhnlich ist. Aber sie kannten alle die Geschichten und die Geschichte der anderen, die Witze und Spruchweisheiten, und Neues erlebten sie nicht. Nur über die Sache mit Auschwitz hatten sie nie gesprochen. Die Zeit, die der Wachmann dort war, überbrückte er in seinen Berichten mit seinem früheren Einsatz an der Front. Und gar so lange wird er auch nicht dort gewesen sein.

Eine Schußverletzung hatte ihm das Blutgruppenzeichen unter dem Arm soweit weggerissen, daß er bei allen Kontrollen bisher gut durchgekommen war. Er hatte drei Jahre unter uns gelebt, hatte seine Arbeit getan, unauffällig und in dem Maße fleißig, wie es einem Gefangenen zukommt. Und nun? Was hatte sich durch die Offenbarung geändert? Er war der gleiche geblieben. Man mußte den Mund halten, daß die Polen nichts erfahren. Das war alles. War es wirklich alles? Vor einem Jahr, ja, vor einigen Monaten hätte mich die Sache nicht weiter beschäftigt. Aber nun erreichte mich die Nachricht zu einer Zeit, als im Jugendzimmer immer öfter über Judenverfolgung und Konzentrationslager gesprochen wurde.

Und was hatte mein unscheinbarer kleiner Schneider dort wirklich getan oder doch gesehen? Der Zweifel rieb sich an den Tatsachen, die mir noch immer unfaßbar erschienen. Schließlich siegte die Auffassung in mir, daß er ein Deutscher sei wie ich. Ein Deutscher verrät keinen Deutschen. Ein Pole würde einen Polen auch nicht verraten. Den Namen des Wachmanns behielt ich für mich, bis ich ihn schließlich vergessen hatte.

Abschied von Andreas 2

Eines Tages nach der Jugendstunde hatte mich Paul, unser Obmann, gefragt, ob ich nicht Lust hätte, vor der Entlassung noch ein paar Wochen in Warschau eine Schule zu besuchen. Eine Schule für Kriegsgefangene, das konnte ich mir nach all den Jahren im Grubenlager nicht vorstellen. Was sollte das für eine Schule sein? Doch, sagte er, er selbst habe sie besucht; es sei interessant, man ginge tagsüber statt zur Arbeit zum Unterricht, und dümmere werde man dabei auch nicht.

Ich bat mir Bedenkzeit aus, denn ich wollte das unerwartete Angebot erst mit dem Schneider besprechen. Der riet mir zu. „Vielleicht“, sagte er, „kommst du früher nach Hause. Und schlechter als hier kann es da auch nicht

sein. Du lernst etwas Neues, halte Augen und Ohren offen, und nimm das Beste für dich mit.“

So kam es, daß meine Zeit in der Grube Andreas 2 schneller zu Ende ging, als ich gedacht hatte. Ich war gerade 21 Jahre alt, und mein Geist hatte in den letzten Jahren wenig gearbeitet. Die meiste Zeit war ich mit dem Kampf ums Überleben beschäftigt gewesen. Dabei hatten mich meine Lehrer einmal für halbwegs begabt gehalten. Immerhin bekam ich am Gymnasium eine (teilweise) Freistelle. Nun also sollte ich wieder lernen, denken, lesen dürfen. Diese Aussicht reizte mich schon, obwohl mir der Abschied von Kurt und dem Schneider und von manchem anderen, mit dem ich all die Jahre zusammen gelebt hatte, nun plötzlich schwer fiel. Aber, so sagten alle, es wäre ja nicht für lange; denn bald könnten wir uns in der Heimat wiedertreffen. (Ich ahnte noch nicht, daß ich Kurt nie wiedersehen würde. Er starb wenige Tage nach seiner Entlassung an einer Pilzvergiftung. Die Pilze hatte er selbst gesucht. Wie oft hatte er im Lager davon geträumt, in den Wald zu gehen und Pilze zu suchen.) Noch waren wir guter Dinge, denn von Entlassung noch in diesem Jahr wurde überall gemunkelt.

Anfang September brach meine letzte Schicht an. Am Morgen vor der Ausfahrt ging ich zum Steiger, einem alten Oberschlesier, um mich abzumelden. Er sah mich mit finsterem Blick an. „Wohin gehst du?“, fragte er, „nach Warschau, auf die Schule?“ Er spuckte vor mir aus, nannte mich einen kommunistischen Hurensohn, was im Polnischen nicht ganz so schlimm klingt wie im Deutschen, und ließ mich stehen. Ein Kompliment sollte das nicht sein.

Fast drei Jahre hatte ich auf diesem Schacht gearbeitet, hatte unzählige volle und leere Wagen durch die dunklen Stollen geschoben, hatte nachts zentnerschwere Eisenbleche verlegt, hatte Hunte gefüllt und war Haspel gefahren. Ich hatte jede Anweisung der polnischen Arbeiter befolgt und manchen Schlag mit der Stachete bekommen, wenn ihnen etwas nicht schnell genug gegangen war. Und nun ein Fluch zum Abschied.

Ich dachte darüber nach, was den Steiger, der nicht mehr von mir wußte, als daß ich der Kriegsgefangene Nummer 330 war, der Abend für Abend seine Lampe abholte, mit der Nachtschicht einfuhr und am Morgen mit zitternden Knien auf die Seilfahrt wartete, zu einem solchen Haßausbruch verleitet hatte. Zum erstenmal wurde ich nicht beschimpft, weil ich ein Deutscher war, sondern weil man mich für einen Kommunisten hielt. Eine eigenartige Logik: Du wirst für etwas beschimpft, was du nicht bist; aber weil man dich dafür beschimpft, willst du es schließlich werden. Ein Effekt der Solidarisierung nimmt seinen Anfang, über dessen Fortgang ich an diesem Morgen nicht weiter nachdenke. Später habe ich oft an die Begegnung mit dem Steiger gedacht.

Mit den Oberschlesiern hatten wir ohnehin unsere Probleme: Mal waren sie Deutsche, mal Polen, wie es ihnen gerade am nützlichsten schien. Später erst erkannte ich, daß wir ihnen mit unserem schnellen Urteil, in dem viel Vorurteil steckte, oft Unrecht taten. Sie hatten in einem Leben mehrmals die Staatsbürgerschaft gewechselt, und man hatte sie nicht nach ihren Wünschen gefragt.

Antek Kowalski, mein Pferdekutscher aus der Mittagschicht, hatte auf die Frage, ob er Deutscher sei oder Pole, mit einem verschmitzten Blick geantwortet: „Weißt du, piorunje, bin ich Oberschlesier.“ Und auf meine insistierende Frage, welche denn seine Hymne sei, „Deutschland über alles“ oder „Noch ist Polen nicht verloren“, lächelte er milde und sagte, indem er das Lied anstimmte: „Meine Hymne ist ‚Oberschlesien ist mein liebes Heimatland, wo vom Annaberg man schaut ins weite Land. . .““

Vielleicht hatte mein Steiger ähnlich empfunden und in der Tatsache, daß ich nach Warschau auf eine politische Schule ging, eine Anbiederung an die Polen gesehen. Vielleicht aber hatte er als Deutscher auch schon seine Erfahrungen mit kommunistischen Funktionären in der Grubenverwaltung gemacht.

Am nächsten Tag bekam ich neue Kleidung. Wieder eine alte Wehrmachtsuniform, aber ohne das große N auf dem Rücken, und einen kleinen Rucksack für meine paar Habseligkeiten. Einen Mantel brauchte ich nicht, denn es war ein sonniger Herbstmorgen, als ich von einem Posten begleitet, mit dem Brotauto ins Sammellager nach Jaworzno gebrachte wurde. Hier warteten schon einige, die wie ich zum Lehrgang nach Warschau fahren sollten. Ein LKW brachte uns am Nachmittag nach Kattowitz, und von dort fuhren wir mit dem Nachtzug nach Warschau.

Diesmal fuhren wir nicht in Viehwagen, sondern stiegen in einen richtigen Eisenbahnwaggon, der an den fahrplanmäßigen D-Zug angehängt wurde. Wir verteilten uns auf die einzelnen Abteile und genossen es, wie Zivilisten zu reisen, auch wenn auf dem Gang ein Posten mit Gewehr auf und ab ging. Bevor der Zug abfuhr, kontrollierte er, ob alle da sind. Er las die Namen von einer Liste ab, die er in Kattowitz bekommen hatte. Obwohl ich nicht zu den ersten im Alphabet gehörte, erschreckte ich, als ich zum erstenmal mit meinem Namen aufgerufen wurde. Nach den Jahren, in denen ich für die Polen nur eine Nummer gewesen war, erschien es mir, als wäre ich bei einer verbotenen Handlung ertappt worden. Der Name, mit polnischen Akzent gerufen, erschien mir fremd.

Ankunft in Warschau

Es war noch früher Morgen, als wir in Warschau ankamen, ein Septembermorgen, wie er sein soll, mit einem leichten Nebelschleier, durch den sich langsam die Sonne kämpft. Das letzte Stück der Reise waren wir durch die zerstörte Stadt gefahren. Es war ein Anblick, wie ich ihn auch im Krieg noch nie gesehen hatte: ausgekohlte Fassaden, rauchgeschwärzte Wände mit leeren Fensterhöhlen, Mauerstümpfe und Häuserreste, in denen noch oder wieder Menschen wohnten.

Endlich hielt der Zug. Wir waren mitten in der Stadt. Von dem, was einmal der Hauptbahnhof gewesen war, war nichts geblieben als ein Gewirr von Gleisen. Der ehemalige Güterbahnhof hatte seine Aufgabe übernommen. Zuerst

vermutete ich, daß man unseren Zug außerhalb des Bahnhofs abgestellt hatte, damit wir nicht mit den Zivilisten zusammenkämen. Doch dann sah ich, wie aus unserem Zug Menschen ausstiegen und eilig dem Ausgang zustrebten, der direkt auf die Straße führte.

Wir blieben im Abteil, bis sich der Perron geleert hatte. Unsere Gruppe, nach meiner Erinnerung mindestens hundert Mann, sammelte sich auf dem Vorplatz. Ein Lastwagen nahm das Gepäck auf. Ich hatte nichts zu verladen und trug meinen Rucksack lieber selbst. Dann gingen wir los. Es hatte uns niemand gesagt, aber wir vermieden es, im Gleichschritt zu marschieren, um bei den Menschen am Straßenrand nicht unnötig böse Erinnerungen zu wecken. Wir erregten so noch genug Aufsehen in unseren Wehrmachtsuniformen, selbst jetzt, da sie nicht mehr so glänzten wie zur Zeit der deutschen Besatzung. Einige Passanten blieben stehen, andere riefen uns ein Schimpfwort nach oder drohten mit der Faust. Die Posten, die uns begleiteten, nahmen es gelassen. Mich erschreckte es wieder wie am ersten Tag in Jawiszowice. Dort hatten sich die Menschen inzwischen an unseren Anblick gewöhnt, und niemand drehte sich mehr um, wenn wir zum Schacht oder auf den Holzplatz geführt wurden. Auch auf dem Weg durch Kattowitz hatten wir nichts von der Feindseligkeit gespürt, die hier in der Luft lag.

Wir liefen mitten auf dem Fahrdamm, auf einer breiten Straße, die einmal schön und belebt gewesen sein mußte. Jetzt war sie nur noch breit, kein Auto, kein Omnibus, keine Straßenbahn fuhr. Eigentlich war die Straße überflüssig. Nur ein paar zweirädrige Holzkarren wurden zu einer Art Markthalle geschoben, die auch keine richtige Halle war, weil ihr das Dach fehlte.

Die Häuser rechts und links unterschieden sich nicht von denen, die wir zuletzt vom Zug aus gesehen hatten, aber von nahem wirkten sie noch schrecklicher. Von den oberen Stockwerken standen nur noch die Fassaden, ab und zu war ein Stück Treppenhaus zu sehen oder ein verkohlter Schornstein. Zu ebener Erde aber hatten Händler und Handwerker ihre kleinen Geschäfte eingerichtet, ein Gemüsehändler, ein Schuhmacher, ein Schneider, sogar ein Modegeschäft war hier untergekommen. Einer nach dem anderen öffnete seinen Laden. Manche sahen uns nach, andere gingen eilig ins Haus zurück. Sie wollten wohl nicht an die Zeit der deutschen Uniformen erinnert werden. Wir gingen den Weg mit gesenktem Kopf, und das nicht nur, weil das Pflaster so schlecht war.

Plötzlich, von einer Querstraße zur anderen, verwandelte sich die Straße in einen Hohlweg. Es gab keine Geschäfte mehr, keine Häuser, keine Häuserreste, nicht einmal Ruinen. Ruinen haben einen Charakter, sie erinnern an etwas. Hier gab es nichts, nur Steine, meterhohe Berge von Steinen, die sich zu beiden Seiten des Weges türmten und die Straße zur Schlucht machten.

Wenn man nach den Bombennächten des Krieges von einem Haus oder einem Stadtviertel sagte, es sei kein Stein auf dem anderen geblieben, so sollte das Bild der Grad der Verwüstung beschreiben. Aber überall waren noch Steine aufeinandergeblieben, Fassaden, Mauern, Mauerreste vielleicht nur. Hier

aber gab es keine Mauer mehr, auch keine geborstene. Nur Ziegel und Steinhäufen, aus denen junge Birken wuchsen, Disteln und Moos. Manchmal ragte eine verbogene Eisenstange wie eine Schlange aus den Trümmern, ein geborstener Pfeiler, ein Stück Eisenträger.

Nie in meinem Leben hatte ich eine solche Landschaft gesehen, und nie in meinem Leben werden ich dieses Bild vergessen können: Ein Sommertag im Tal der Steine, kein menschlicher Laut, kein Vogelgezwitscher, absolute Stille. Ein riesiger Gräberhügel mitten in der Großstadt. Wir waren im Warschauer Ghetto. Und der Weg nahm kein Ende.

Inmitten dieser apokalyptischen Landschaft taucht plötzlich, vollkommen unbeschädigt, vor uns eine Kirche mit einem schmalen spitzen Turm und einem breiten Kirchenschiff auf, mit einem vollständig gedeckten Dach, auf dem kein Ziegel fehlt.³⁵ Mir ist, als seien die Menschen, die in dieser endlosen Steinsteppe gelebt haben, allesamt in die Kirche geflohen. Der Anblick der Kirche macht das Bild noch gespenstischer. Hier sind keine Bomben aus dreitausend Meter Höhe abgeworfen worden, hier hat keine Schlacht getobt, hier gab es keine Front, die hin- und herwogte. Hier war ein ganzes Stadtviertel mit all den noch in den Kellern versteckten Menschen systematisch, Haus für Haus, gesprengt, in eine Wüste verwandelt worden. Nichts sollte bleiben von diesem Warschauer Ghetto, dessen Bewohner es gewagt hatten, sich gegen ihre Mörder aufzulehnen. Nichts, kein Mensch, kein Haus, keine Erinnerung. Nur Steine, Steine und Ratten.³⁶

Die Luft zwischen den Trümmerbergen war stickig, es roch nach Moder und Staub. Kein Windhauch verirrte sich in die Schluchten. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß hier einmal Menschen gelebt hatten. Ich wollte es mir auch nicht vorstellen. Die Frage, was aus ihnen geworden ist, wollte ich mir an diesem Morgen nicht beantworten.

Endlich erreichten wir das Lager.³⁷ Hinter einem großen eisernen Tor lagen zwölf grüne Baracken mit dem Gesicht zur Lagerstraße. Saubere Wege, kleine Blumenrabatten und über dem Lagertor die Bilder von Marx und Engels. Die Lagerkapelle begrüßte uns mit einem flotten Marsch, von dem ich später hörte, daß er von Beethoven war. Die Spannung bei den Ankommenden löste sich, die Gesichter hellten sich auf, und ich kämpfte mit den Tränen. Mußten sie denn jetzt Musik machen. . .

³⁵ Der neugotische Kirchturm der Evangelisch-Reformierten Kirche ragte aus der Wüstenlandschaft des ehemaligen Ghettoeländes heraus, vgl. Juliusz A. Chrościcki/Andrzej Rottermund, *Architekturatlus von Warschau*, Warschau 1978, Abb. 275 und S. 208.

³⁶ Vgl. hierzu: „Es gibt keinen jüdischen Wohnbezirk in Warschau mehr“. Stroop-Bericht. Mit Vorworten aus den Jahren 1960 und 1976 von Andrzej Wirth, Darmstadt u. a. 1976; Władysław Bartoszewski, *Das Warschauer Ghetto – wie es wirklich war*. Zeugenbericht eines Christen. Mit einer Einleitung von Stanisław Lem, Frankfurt am Main 1983.

³⁷ Das Warschauer Zentrallager in der ehemaligen ul. Gęsia (ul. Anielewicz 26), einer der ehemaligen Hauptstraßen des Warschauer jüdischen Viertels, zuletzt des Warschauer Ghettos.

Im Saal 6

Die ersten Tage im Warschauer Zentrallager waren aufregend und verwirrend. Hier lebten die Kriegsgefangenen ganz anders, als wir in den Grubenlagern all die Jahre gehaust hatten. Die Baracken waren grün angestrichen, was in dem Kohlenstaub Oberschlesiens sinnlos gewesen wäre. Und davor hatten die Gefangenen tatsächlich kleine Gärtchen angelegt.

Ich wohnte im Saal 6. Hier waren die untergebracht, die am politischen Lehrgang teilnahmen, und einige, die die Schulung schon hinter sich hatten und auf ihren Einsatz warteten. Hier gab es vieles, was wir aus den Grubenlagern nicht kannten. Die Waschräume waren groß und geräumig. Alle vierzehn Tage wurde die Bettwäsche gewechselt. In einer Wäscherei konnte man seine Leibwäsche waschen lassen – wir hatten bei unserer Abfahrt nach Warschau neue Wäsche bekommen, jeder einmal zum Wechseln. Die schon länger hier waren, berichteten von einem Lagerorchester, das sonntags „Frohe Weisen“ für die Gefangenen spielte, von einer Theatergruppe, die kleine Stücke aufführte, von einer Bibliothek und sogenannten literarischen Abenden, bei denen Verse von Goethe und Schiller oder Geschichten von Hermann Löns gelesen wurden. So etwas hatte ich seit meiner Schulzeit nicht mehr gehört. Auf einem selbstgebauten Sportplatz konnte man Fußball spielen, und die Kulturgruppe besuchte an Wochenenden sogar kleinere Lager in der Stadt, um dort aufzutreten. Das alles war für uns atemberaubend. Hier lebten die Kriegsgefangenen, wie es wohl nur in einem Musterlager möglich war.³⁸

Meine erste Überraschung erlebte ich gleich nach der Ankunft. Es war Mittag und Essenszeit. Ich fragte einen, der schon länger hier war, wieviel Suppe man bekäme und ob sie auch so dünn sei wie bei uns im Lager. Die Antwort erschien mir so unglaublich, daß ich sie nicht ernst nahm. Er sagte: „Du kannst essen, soviel du willst, und dünn ist die Suppe bestimmt nicht.“ Das konnte ich nicht glauben. Das konnte es ja nicht geben – wenn nun jeder soviel essen würde, wie er will? „Na und“, sagte er, „iß nur!“

Als ich an der Reihe war und mein Kochgeschirr hinhielt, fragte der Mann an der Essenausgabe, der eine weiße Mütze trug: „Voll?“ Ich nickte und bekam mein Kochgeschirr bis an den Rand mit einer dicken Graupensuppe gefüllt, in der sogar ein paar Fleischbrocken schwammen. Als ich ausgelöffelt hatte, sah ich, wie einige noch einen Nachschlag holten. Das hatte es in der Grube kaum gegeben. Ich stellte mich in die Reihe und hielt mein Kochgeschirr noch einmal hin. „Wieviel?“ fragte der Mann mit der Kelle, „noch einmal voll?“ Ich nickte, und er lächelte, denn er war es gewöhnt, daß die Neuankömmlinge

³⁸ In Warschau befanden sich mehrere Lager mit deutschen Kriegsgefangenen und Arbeitskommandos, die Böss, S.42 ff. und S.383, Anlage I (Übersicht über die IKRK-Berichte/polnischer Gewahrsam), dokumentiert. Die Belegung variierte stark. Beispielsweise war das Arbeitskommando Warschau-Rembertów im Herbst 1946 lediglich mit sechs deutschen Gefangenen belegt.

kommenden ausgehungert waren. Als ich aber noch ein drittes Mal zum Schalter kam, erregte ich die Aufmerksamkeit des Küchenpersonals. Offenbar war ich ein Fall von besonderem Nachholbedarf oder auch von Freßlust. Sie bestanden darauf, daß ich in der Küche essen sollte. Vielleicht hatten sie wie die beiden österreichischen Offiziere im „Schwejk“ gewettet, ob ich es wohl schaffen werde. Na, wenn schon. Sie fischten mir noch ein paar schöne Fleischbrocken aus dem Kessel, und ich setzte mich auf einen Schemel und aß zum dritten Mal. Der Mann in der Baracke hatte recht gehabt: Man konnte hier soviel essen, wie man wollte. Das galt natürlich nur für die Suppe, aber immerhin. Wenn ich an meinen ersten Tag im Warschauer Zentrallager denke, sehe ich mich immer auf dem Schemel in der Küche sitzen und meine Suppe löffeln. Dieser erste Vorzug in meinem neuen Leben blieb nur für eine kurze Zeit so wichtig. Ich war selbst erstaunt, als ich mich beim Angebot für einen Nachschlag zum erstenmal sagen hörte: „Nein danke, ich bin satt.“

Nun gab es hier mehr als gute Suppen, Blumenrabatten vor den Baracken und eine Musikkapelle. Abends wurden in den Baracken die Tagesnachrichten verlesen, und in einem Zeitungskasten waren die neuesten Zeitungen ausgehängt. Es störte mich nicht, daß es nur Nachrichten vom sowjetisch kontrollierten Berliner Rundfunk und Zeitungen aus der Ostzone waren, die uns über das politische Geschehen informieren sollten. Ja, es fiel mir zunächst gar nicht auf. Es waren doch Nachrichten aus der Heimat, denn hier im Osten war ich ja zu Hause. Es kam mir nicht einmal in den Sinn, daß andere Sender andere Nachrichten, andere Zeitungen andere Meinungen haben würden. Mir genügte das. Nach all den Jahren, in denen wir kaum etwas von der Welt gehört hatten, mußte ich die Flut von Informationen, die hier auf uns einstürmte, erst einmal verarbeiten. Außerdem hatte es in meinem Leben immer nur einen Sender und eine Zeitung gegeben. Ich war mit den Nachrichten aus dem Volksempfänger und der Meinung der „Helbraer Zeitung“ aufgewachsen und hatte andere nicht vermißt, wenn wir auch über das „Wurstblatt“ und die „Goebbels-Eule“ unsere Witze machten.³⁹

Ich spürte sehr bald, daß das Lager im Warschauer Ghetto in jeder Beziehung eine Sonderstellung unter den Kriegsgefangenenlagern einnahm. Hier war nicht nur die Schule, die ich besuchen sollte. Hier befand sich die Zentrale der Selbstverwaltung der deutschen Kriegsgefangenen in Polen. Das Lager an der früheren ulica Gęsia, der Gänsestraße, gelegen, bot sich aus mehreren Gründen für diese Aufgabe an. Es kam den Vorstellungen von einem Kriegsgefangenenlager am nächsten. Während andere Lager in Fabrikhallen oder Kasernen untergebracht waren, lebten die etwa zweitausend Gefangenen hier in sauberen Baracken, die man jederzeit auch Besuchern zeigen konnte.

³⁹ Erhellend zum „klaren, antifaschistisch-demokratischen“ (K. Wloch) Selbstverständnis der ideologischen Umerziehung Karl Wloch in seinem Bericht vom 10.9. 1949: „Zeitungen aus dem Westen, die mit privater Post kamen, wurden entnommen, aber in Auszügen kritisch vor allen Lagerinsassen behandelt.“ (S.7).

Die Kriegsgefangenen, die nicht für einen Schulbesuch hierhergekommen waren, arbeiteten meist auf den Baustellen der Stadt. Sie halfen entrümmern, allgemein „Steine klopfen“ genannt, oder sie waren in den verschiedenen Bauwerken beim Aufbau der Stadt tätig. Diese Arbeit als Aufbauhelfer in Warschau, der meistzerstörten Stadt Polens, wenn nicht ganz Europas, und die Lage der Unterkunft inmitten des ehemaligen jüdischen Ghettos, das in seiner Trostlosigkeit immer an die Verbrechen der Hitlerfaschisten erinnerte, wenn man vom Lagertor bis in die Innenstadt nur über einen riesigen Totenacker sehen konnte – das alles hatte für die neue Aufgabe des Lagers auch eine Symbolkraft, die für die politische Arbeit genutzt werden konnte, ja sich geradezu dafür anbot.

So wurden denn auch die ersten Delegationen aus der deutschen Ostzone (an ähnliche Delegationen aus den Westzonen war 1948 von beiden Seiten nicht zu denken) immer in dieses Lager geführt. Bereits im April 1948 hatte eine Gruppe Berliner Journalisten das Lager besucht. Zu der Delegation gehörte auch Markus Wolf vom Berliner Rundfunk, der spätere Spionagechef der DDR, der sich hier Michael Storm nannte.⁴⁰ Im August kamen fünf Angehörige der deutschen Jugenddelegation, die an einem Weltjugendkongreß in Warschau teilgenommen hatten, ins Lager.⁴¹

Gleich an einem der ersten Tage, die ich in Warschau war, besuchte uns die Schriftstellerin Anna Seghers. Sie erzählte in ihrer leisen Art vom neuen Leben in Berlin, von ihren Erlebnissen in der Pariser Emigration und später in Mexiko, wohin sie vor den Nazis hatte fliehen müssen. Der Name der Schriftstellerin sagte mir nichts. Ich hatte nie ein Buch von ihr gelesen, wie sollte ich auch. Sie gehörte zu denen, deren Bücher in Deutschland verbrannt und geächtet waren. Aber die Frau machte einen tiefen Eindruck auf mich; wie sie sprach, die Worte wählte, die Sätze formte und das alles in einem leichten und dadurch angenehmen hessischen Dialekt, das machte sie mir sympathisch, und ich nahm mir vor, wenn ich nach Hause komme, ihre Bücher zu lesen.⁴²

Als ich am letzten Abend vor Beginn des Lehrgangs zu einer für mich ungewohnten Zeit auf mein Bett kletterte – ich hatte mir wieder das oberste ausgesucht –, bekam ich fast so etwas wie Heimweh nach dem Grubenlager, nach

⁴⁰ Vgl. Rudolf Franz, Arbeit unter deutschen Kriegsgefangenen in Polen (1948/49), in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Nr. 3, 1991, S. 404–411, hier S. 407. Wloch war Mitglied dieser ersten SBZ-Journalistendelegation in Polen, die das Lager in der ul. Anielewicza am 19.4. 1948 besuchte.

⁴¹ Zu den Besuchern, die anlässlich des Weltjugendkongresses des Weltbundes der Demokratischen Jugend am 11.8. 1948 das Arbeitslager besuchen, gehörten Hermann Axen (Zentralrat der FDJ) und Ernst Müller (Jugendsekretär im Bundesvorstand des FDGB), deren Ansprachen abgedruckt sind in: Die Brücke, Nr. 7 (Sonderbeilage), Anfang September 1948.

⁴² Siehe: Die Brücke, Nr. 8, Mitte September 1948, S. 1, und ausführlichen Bericht in: Die Brücke, Nr. 9 (2. Beilage), Anfang Oktober 1948. Anna Seghers nahm an dem „Kongreß der Intellektuellen zur Verteidigung des Friedens“ (25.–28.8. 1948) in Breslau (Wrocław) teil.

den bekannten Gesichtern und den immer gleichen Gesprächen. Ich dachte an die Kumpels, die jetzt zur Nachtschicht marschierten. Sie fehlten mir. Die drei Jahre, die wir gemeinsam verbracht hatten, waren doch eine lange Zeit. Hier war alles neu, alles fremd. Ich bekam Angst, ob mein Entschluß hierherzukommen richtig gewesen war, ob ich den Anforderungen gewachsen sein würde, ob ich konnte, was man von mir erwartete. Ich fühlte mich plötzlich wieder sehr klein und schrecklich allein.

Wieder auf der Schulbank

Nach den langen Jahren ohne jede geistige Anregung sah ich dem ersten Tag auf dem Lehrgang wie meinem ersten Schultag entgegen. Ich hatte die Schule mit sechzehn Jahren verlassen müssen, als meine Klasse geschlossen in die Flakstellung bei Halle einrückte. Als Luftwaffenhelfer hatten wir täglich nur noch wenige Stunden Unterricht gehabt. Nach den durchwachten Nächten an den Geräten und Geschützen der Flakbatterie, immer den Anflug neuer Bomberverbände erwartend, waren wir meistens zu müde, um dem Lehrstoff in Latein und Mathematik folgen zu können. Seitdem waren fünf Jahre vergangen. Ich war inzwischen einundzwanzig und dachte immer öfter darüber nach, wie mein weiteres Leben aussehen sollte.

Von der Grube in Jawiszowice hatte ich eine Bescheinigung mitbekommen, daß ich drei Jahre unter Tage im Streb und beim Streckenvortrieb gearbeitet und alle bergmännischen Tätigkeiten ausgeübt hatte. Das sollte mir den Weg zur Bergschule in Eisleben ebnen, in der noch immer Steiger ausgebildet wurden. Da allgemein die Rede davon war, daß wir nach dem Lehrgang entlassen würden, hatte meine Mutter mich vorsorglich für das nächste Semester angemeldet. Der Lehrgang in Warschau sollte der Übergang, eine Art Zwischenspiel zwischen Gefangenschaft und Studium bilden. Ich würde, wie ich es mit dem Schneider besprochen hatte, alles an mich herankommen lassen und mir das Beste herausnehmen.

Im Frühjahr 1948 war im Warschauer Zentrallager diese ungewöhnliche Schule gegründet worden, die sich an den sowjetischen Antifa-Schulen für Kriegsgefangene orientierte.⁴³ Der Begriff „Antifa“ wurde dabei für die Warschauer Kurse bewußt vermieden. Einmal war dieses Wort im Sprachgebrauch der SED zu dieser Zeit nicht mehr aktuell, zum anderen war es durch ehemalige Offiziere und Feldwebel, die unter diesem Namen in Lagern ein verhaßtes Regime aufgezogen hatten, bei den Kriegsgefangenen diskreditiert.⁴⁴ In eini-

⁴³ Siehe Böss, S. 97 ff.; Franz, a. a. O., S. 408.

⁴⁴ Dazu Böss: „In deutschen Kriegsgefangenenlagern auf heute polnischem Gebiet hat die Organisation von Antifa-Gruppen schon gleich nach Kriegsende begonnen, damals aber noch unter sowjetischem Lagerregime. Wir haben aus dieser Zeit (bis Dezember 1945) nur negative Urteile über das Verhalten der Antifa-Angehörigen zu verzeich-

gen Lagern regierten noch immer ehemalige Offiziere als sogenannte „deutsche Lagerkommandanten“. Die meisten von ihnen führten ihre Funktion ziemlich unpolitisch aus, einige versuchten, sich der beginnenden Politisierung und der „Umerziehung“ der Gefangenen entgegenzustellen.

Die Hauptaufgabe der politischen Schulungskurse bestand deshalb darin, Funktionäre heranzubilden, die diese Leute ablösen konnten. Das sollten wir sein. Wir sollten uns im Schnellkurs ein Minimum an politischer Bildung aneignen, lernen, wie man eine Versammlung vorbereitet und durchführt, ein Meeting organisiert, ein Referat ausarbeitet oder eine Jugendgruppe bildet. Vor allem aber sollten wir mit Argumenten ausgerüstet werden, um auf die Fragen der Kriegsgefangenen antworten zu können, wenn wir ihnen, jeder auf sich allein gestellt, im Lager gegenüberstanden.

Unterricht war in der Kulturbaracke, die hier „Świetlica“ hieß, was für mich eine neue Vokabel war. Die Świetlica bestand hauptsächlich aus einem großen Saal mit einer Bühne, auf der sonntags das Lagerorchester spielte oder die Theatergruppe auftrat. Heute stand ein Rednerpult davor, das mit rotem Fahnenstoff bezogen war. Die Bühne war offen, an der Rückwand hing ein Porträt von Marx und Engels, deren Bilder ich bei unserem Obmann in Jawiszowice zum erstenmal gesehen hatte. Sie blickten ernst auf die versammelten Kriegsgefangenen, die hier mit „Kameraden“ angesprochen wurden. Auf einem Transparent stand: „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!“ Wir saßen auf Stühlen (oder waren es Bänke?), die hintereinander aufgestellt waren wie im Kino. Tische gab es nicht, auf denen man hätte schreiben können. Es dauerte eine Weile, bis die fast zweihundert Lehrgangsteilnehmer, die mit ihren schweren Schuhen über den Holzboden polterten, ihren Platz gefunden hatten. Manche drängten nach hinten, wo sie nicht so im Blickfeld der Lehrer standen. Ich ging nach vorn; denn wenn ich schon hier war, wollte ich auch etwas mitnehmen und nicht in der letzten Reihe vor mich hindösen.

Dann kam der Referent. Ich erkannte ihn sofort wieder: Es war der Mann aus Berlin, der vor einigen Wochen mit einer Frau bei uns im Grubenlager gewesen war. Er trug wieder ein weißes Hemd, das ihn von uns unterschied, die wir in Drillichsachen gingen, und eine dunkle Hornbrille, die er gelegentlich abnahm, wenn er einen Satz besonders unterstreichen wollte. Er begrüßte uns, und dabei erfuhren wir, daß wir der vierte Lehrgang an dieser Schule waren. Von Entlassung war nicht mehr die Rede, aber wir wollten ja erst auch noch etwas lernen.

nen. . .“ (S. 98). Manfred Gebhardt schrieb dazu an anderer Stelle: „Es hatte zu verschiedenen Zeiten zwischen 1945 und 1947 in vielen Lagern sogenannte Antifa-Komitees gegeben, die fast ohne Ausnahme von ungeeigneten, oft sogar nazistischen Elementen geführt waren.“ (Manfred Gebhardt, *Rolle und Bedeutung der „Brücke“, Zeitung der deutschen Kriegsgefangenen in Polen (1948–1949) bei der demokratischen Umerziehung der ehemaligen Soldaten der Hitlerarmee, Leipzig 1964 (Masch. Diplomarbeit), S. 17.*

Den meisten von uns fiel es sehr schwer, sich bei den Referaten und Lektionen über Stunden zu konzentrieren und das Gehörte geistig zu verarbeiten. Die jahrelange Unterernährung und die Abstinenz von geistigen Fragen und politischen Problemen wirkte sich natürlich negativ auf unsere Aufnahmefähigkeit aus. Da es kaum eine Möglichkeit gab, sich Notizen zu machen, blieb nur wenig von dem Gesagten hängen. Einige in unserem Kursus hatten, wie ich von meinem Banknachbar hörte, schon den vorigen Lehrgang besucht und wiederholten nun den ganzen Stoff, weil der erste Anlauf nicht den gewünschten Erfolg gebracht hatte.

An die einzelnen Lektionen kann ich mich nur wenig erinnern. Das mag daran liegen, daß mich die Themen in dieser oder jener Form ein Leben lang begleitet haben und ich alle die Parteilehrjahre und Schulungen nicht mehr auseinanderhalten kann. Damals war alles für mich neu. Wir hatten keinerlei politische Kenntnisse, weder über die jüngere deutsche Geschichte noch über die Veränderungen, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg in Europa vollzogen hatten, und schon gar nicht über Grundfragen des Marxismus. Vielmehr hatten sich bei vielen in der langen Isolation in den Lagern und der durchweg als Unrecht empfundenen Gefangenschaft alte, teilweise faschistische Standpunkte konserviert. Dazu gehörte die Frage, die immer wieder auftauchte: „Wenn wir den Krieg gewonnen hätten. . .“

Am Anfang aller politischen Schulung stand deshalb die Frage, wie es zum Faschismus in Deutschland, zum Krieg und damit zu unserer Gefangenschaft gekommen war. Erst danach wurden auch Themen behandelt wie „Das kaiserliche Deutschland und sein Kampf um den ‚Platz an der Sonne‘“ oder „Die Novemberrevolution und die ‚Dolchstoßlegende‘“.

Einen breiten Raum nahmen die Vorträge und Seminare über die Entwicklung Deutschlands nach 1945 ein, wobei vorwiegend über den Aufbau im Osten gesprochen wurde. „Der Kampf um die Einheit der Arbeiterklasse“ behandelte den Zusammenschluß von KPD und SPD zur SED. Ausführlich wurde die Bodenreform in der sowjetischen Besatzungszone behandelt, die „Enteignung der Kriegsverbrecher und Naziaktivisten“ und die Rolle der volkseigenen Betriebe, die neuen deutschen Gewerkschaften und die Freie Deutsche Jugend. Immer wieder ging es auch um den Kampf für Frieden und die Einheit Deutschlands. Mit der Zuspitzung des Kalten Krieges im Sommer 1948 setzte sich dieser Teil des Lehrprogramms zunehmend mit den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen in den deutschen Westzonen auseinander.⁴⁵

⁴⁵ Vgl. dazu „Die Brücke“, die durch „einen kämpferischen Antifaschismus in ständiger Auseinandersetzung mit der faschistischen und imperialistischen Politik und Propaganda“ (Franz, a.a.O., S.409) die „richtige“ Einstellung zu den Westmächten und zu der Entwicklung in den westlichen Besatzungszonen Deutschlands unter den deutschen Kriegsgefangenen zu verbreiten suchte. Ein Vergleich der „Brücke“ mit sowjetzonalen Presseerzeugnissen jener Zeit steht noch aus.

In einem theoretischen Teil wurde – soweit ich mich erinnere – ein Minimum an Marxismus gelehrt, so: „Was ist Sozialismus?“ – „Die führende Rolle der Arbeiterklasse“ – „Die SED als ‚Partei neuen Typs‘“ (zu der sie sich gerade in diesem Jahr zu entwickeln begann). In einem letzten Komplex wurden Fragen der Sowjetunion und der europäischen Volksdemokratien behandelt, zu denen am Anfang auch Jugoslawien noch gezählt wurde.

Der Referent der meisten Lektionen war Karl Wloch, der sich hier „Wiesner“ nannte und bei den Seminarleitern nur „Onkel Karl“ hieß. Erst im Laufe der Zeit bildeten sich aus den Absolventen der vorhergegangenen Lehrgänge neue Referenten heraus, die in der Lage waren, auf der Grundlage der Ausführungen von Wloch einzelne Themen zu übernehmen. Eine Ausnahme bildeten die Referate über Polens Kampf um seine Freiheit und über den Aufbau Polens nach 1945. Sie wurden von polnischen Kommunisten gehalten, die ausgezeichnet deutsch sprachen.

Wloch hatte sich für seine Lektionen nur wenige Notizen gemacht und trug den Stoff meistens frei vor, was mir große Achtung abnötigte. Nur wenn er etwas aus der Zeitung oder eine Statistik zitierte, nahm er die Brille ab und las es vor. Die anderen Lektoren hatten fast alles wörtlich aufgeschrieben und lasen es mehr oder weniger gut ab. Man spürte, daß sie über Dinge reden sollten, die sie selbst noch nicht ganz verstanden hatten. Eine Ausnahme war der Leiter des Lehrgangs, ein Berliner, selbst noch Kriegsgefangener, der vor 1933 schon organisiert gewesen war und aus dieser Zeit Grundkenntnisse über den Marxismus mitbrachte. Er war ein kluger, nachdenklicher Mann, der mit leiser Stimme sprach und peinlich genau auf die Exaktheit der Formulierungen achtete. Uns war die Exaktheit so fremd wie die Begriffe, die er gebrauchte. Wir dachten, seine Genauigkeit käme von seinem Beruf; er war Jurist. Doch die Ursachen lagen tiefer. Später erfuhr ich, daß er vor 1933 einer sogenannten Abweichung von der KPD angehört hatte, der KPO (Kommunistischen Partei-Opposition), und nun beweisen wollte, daß er geläutert war. Seine neue Linientreue zeigte sich in der dogmatischen Art, wie er seinen Stoff lehrte. Nach seiner Heimkehr bekam er zunächst eine leitende Stellung im Berliner Magistrat, bis er 1951 bei der Parteiüberprüfung aus der SED ausgeschlossen wurde.

Nach den Lektionen, meistens am Nachmittag, trafen wir uns in kleinen Gruppen zur Durcharbeitung des in Seminaren Gehörten. Unser Seminarleiter war vermutlich nicht viel älter als ich. Der Sprache nach kam er aus Schwaben oder Baden. Er hatte den zweiten Lehrgang besucht und war seitdem an der Schule. Für unsere Gespräche hatte er einen Fragespiegel, den er gewissenhaft abarbeitete. Er nannte sich Philip, war hochaufgeschossen, blond und besaß eine Lockerheit, um die ich ihn beneidete, denn mir fiel es schwer, mit den neuen ungewohnten Wörtern, meist Fremdwörtern, umzugehen und mich auszudrücken.

Philip gehörte zum Lehrerkollegium, und die Tatsache, daß er im Westen beheimatet war, spielte noch keine Rolle. Auch andere Seminarleiter kamen aus

westlichen Zonen, ein Pfarrersohn aus dem Rheinland und ein ehemaliger kommunistischer Stadtverordneter aus Hessen gehörten ebenso dazu wie der Sohn eines SED-Landrats in Brandenburg und der Sohn eines Volkspolizei-Generals aus Berlin, deren Väter mit Wloch bekannt oder aber über die Personalabteilung der SED in dessen Blickfeld gerückt waren. Der antifaschistische Vater, das war das neue Adelsprädikat für die Gefangenen, die bisher als Gleiche unter Gleichen gelebt hatten. Irgendwie beneidete ich sie, denn mit einem Antifaschisten in der Familie konnte ich nicht dienen. Dennoch hätte ich gern sein wollen wie sie oder noch besser wie „Onkel Karl“.

Karl Wloch, Parteiname „Wiesner“

In diesem Herbst wurde Karl Wloch alias Wiesner für mich – und nicht nur für mich – zu einer Leit- und Vaterfigur. Er verstand es, mit jungen Leuten umzugehen, sie zu lenken und zu führen. Wo er auftauchte, war er von Gefangenen umringt. Auf jede Frage hatte er eine Antwort, er regte an, redete gut zu, ermunterte und belehrte. Das vor allem.

Über sich selbst sprach er wenig, aber soviel wußten wir, daß er wegen seines Widerstandes gegen Hitler im Zuchthaus und im Konzentrationslager gewesen war. Sein Lebenslauf war für uns so etwas wie ein erster Kursus in kommunistischer Parteigeschichte. Er war autodidaktisch gebildet, hatte viel gelesen, kannte Marx und Engels ebenso wie Goethe, Schiller und Heinrich Heine, von dem ich hier zum ersten Mal etwas hörte. Vor allem aber war er ein Agitator, der aus dem vollen Bewußtsein argumentierte, im Besitz der Wahrheit zu sein, wobei er, wie alle Agitatoren, auch zur Demagogie neigte und gelegentlich zu einem leichten Zynismus. Doch nach den Jahren des dumpfen Dahinlebens im Grubenlager empfand ich das einfach als Schlagfertigkeit.

Karl Wloch wurde am 4. August 1905 in einer sozialdemokratischen Familie in Berlin-Moabit geboren. Er gehörte zu denen, die gern von sich sagten, daß sie den Sozialismus mit der Muttermilch aufgesogen hätten. Als Kind schon verteilt er Flugblätter, trägt Zeitungen und Broschüren der Sozialdemokratischen Partei aus. Mit dreizehn Jahren begegnet er Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg; ein paar Wochen später geht er hinter ihren Särgen im Zug nach Friedrichsfelde.

In jungen Jahren wird er Kommunist, begegnet Thälmann, der einen großen Eindruck auf ihn macht, wird Vorsitzender der Jugend-Erwerbslosen von Berlin, später Journalist kommunistischer Zeitungen in Thüringen, dann in der „Roten Fahne“ in Berlin. Nach Hitlers Machtantritt organisiert er eine illegale Gruppe in Kassel unter jenem Decknamen Karl Wiesner, unter dem er 1948 in den Kriegsgefangenenlagern auftauchte. Im April 1933 fällt er der Gestapo in die Hände und wird im Sommer vor dem Oberlandesgericht in Kassel wegen Vorbereitung zum Hochverrat angeklagt. Die Anklageschrift vom 6. Juni 1933 trägt die Aktennummer 0 J 38/33. Er wird zu zwei Jahren sechs Monaten

Zuchthaus verurteilt, die er in strenger Einzelhaft in Kassel-Wehleben verbringt.

Die amtliche Bescheinigung über die vom 30. Juli 1933 bis 26. Oktober 1935 verbüßte Strafe enthält den handschriftlichen Vermerk des „Strafanstalts-Direktor-Vorstehers“: „Er wurde heute durch den Herrn Polizeipräsidenten in Kassel in Schutzhaft genommen.“ Das bedeutete Konzentrationslager.

Seine erste Station ist das Moorlager Esterwegen, und danach kommt er in das KZ Sachsenhausen. Am 20. Dezember 1938 wird er aus dem „Staatlichen Konzentrationslager Sachsenhausen“ entlassen mit der Auflage, sich jeden dritten Werktag bei der Ortspolizeibehörde zu melden.

Während Karl Wloch noch in Hitlers Konzentrationslager sitzt, wird sein Bruder Wilhelm, der 1933 in die Sowjetunion emigrierte, 1937 in Moskau verhaftet. Wie viele deutsche Kommunisten endet er im Oktober 1939 in einem der Stalinschen Straflager in Sibirien. Tod durch Herzversagen. Seine Frau und die beiden Kinder nutzen die Zeit des Freundschaftsvertrages zwischen Hitler und Stalin und kehren Ende 1940 nach Deutschland zurück. Nach ihrer Verhaftung durch die Gestapo werden sie schließlich in einem Einwanderungslager in Berlin-Tegel untergebracht. Karl Wloch, der den Verlust seines Bruders eher als einen Justizirrtum denn als ein Verbrechen ansieht, kümmert sich um die Verwandten, besonders um die Tochter des Bruders, die er zeitweilig bei sich zu Hause aufnimmt. In seiner Haltung gegenüber Stalin und der Sowjetunion kann ihn das nicht beeinflussen. Als Hitler im Juni 1941 die Sowjetunion überfällt, nimmt er, obwohl er unter Polizeiaufsicht steht, Verbindung mit Anton Saefkow und Franz Jacob,⁴⁶ den Führern des kommunistischen Widerstandes in Berlin, auf. Später wird er zum Strafbataillon 999 einberufen und gegen jugoslawische Partisanen eingesetzt. Er flieht und wird nun ein Mitkämpfer von Tito in den bosnischen Bergen. Hier hat er zum erstenmal mit politischer Arbeit unter deutschen Kriegsgefangenen zu tun.

Nach seiner Rückkehr nach Deutschland arbeitet er in verschiedenen Funktionen in der SED. Im Frühjahr 1948 bekommt er von seiner Partei den Auftrag, die Heimkehr der 40000 deutschen Kriegsgefangenen in Polen organisatorisch und vor allem politisch vorzubereiten. Zu diesem Zweck reist er im April 1948 nach Warschau. Ursprünglich hatte er den abenteuerlichen Plan, selbst als vorgeblicher Kriegsgefangener in ein Lager einzutreten. Statt dessen schuf er sich eine neue Legende. Er reiste als angebliches Mitglied einer zu dieser Zeit in Polen weilenden Journalisten-Delegation durch die Lager, um sich über die Situation der Gefangenen zu informieren und Möglichkeiten für seinen Auftrag zu erkunden.

Seine ersten Eindrücke waren niederschmetternd. In einem Bericht an den Parteivorstand der SED schrieb er: „Die Lage der Kriegsgefangenen war weitaus schwerer, als ich erwarten konnte. Sie unterstanden der Gefängnisord-

⁴⁶ Siehe weiter unten.

nung für Strafgefangene. Die Verwaltung war im wesentlichen die gleiche wie bei Strafgefangenen, soweit sie nicht von Betriebs- und Grubendirektion gestellt wurde. Die Ernährung war größtenteils unzureichend angesichts der Länge und Schwere der Arbeit. Die Arbeitszeit war willkürlich von 9 bis zu 16 Stunden lang. Die Lager waren oft überbelegt. Lohn gab es nicht, Prämien nur selten. Die Behandlung war unterschiedlich, Mißhandlungen kamen oft vor.⁴⁷

Karl Wloch setzte sich, wie auch dieser Bericht zeigt, für die Verbesserung des Lebens der Kriegsgefangenen ein. Das machte ihn vielen sympathisch. Dennoch war er darauf bedacht, seine wahre Identität zu verschleiern und seine Person in eine Grauzone von Vermutungen zu tauchen. Sein Auftreten unter dem Decknamen Wiesner sollte den Eindruck vermeiden, daß er mit einem festen Auftrag der SED nach Polen gekommen war. Doch wir ahnten sehr bald, woher er kam und was er vorhatte. Seine Taktik, parallel mit seiner politischen Umerziehung die materielle Lage der Gefangenen zu verbessern, ging auf. Er hatte seinen Marx verstanden, daß die Menschen zuerst essen, trinken und sich kleiden müssen, bevor sie sich mit Kultur und Politik befassen. Über die spürbaren Verbesserungen für die Gefangenen fand er einen Einstieg für seine politischen Botschaften.

Nach der Erfüllung seines Auftrages und der Entlassung aller Kriegsgefangenen ging er in die DDR zurück, wo er nacheinander Generalsekretär der Deutsch-Polnischen Freundschaftsgesellschaft, Staatssekretär für Literatur und Verlagswesen und Chefredakteur war. Er starb 1982 an einem Krebsleiden.⁴⁸

Karl Wloch war zeitlebens ein überzeugter und disziplinierter Kommunist. Beschlüsse der Partei waren für ihn Gesetze, die er nie bewußt verletzt hätte. Mit dieser Haltung hatte er Zuchthaus und Konzentrationslager durchgestanden, „unbelehrbar“ im Urteil der Gestapo. Allein diese Standhaftigkeit und Überzeugungstreue, dieser Mut und diese Tapferkeit machten ihn für die jungen Kriegsgefangenen zu einem Vorbild. Sie sangen ihm zu Ehren das „Lied der Moorsoldaten“, sogen seine Worte auf, lernten von ihm argumentieren, schreiben und marxistisch denken.

Der Schriftsteller Hermann Kant erinnerte sich Jahre später an Karl Wloch: „Mit ihm, durch ihn haben sich mir einige Geheimnisse enthüllt, zum Beispiel, was das denn sei, ein Kommunist. Oder, wie dann einer aussieht, nach Börgermoor und 999. Oder, wie so einer nun spricht mit jenen, in denen seine Ebenen-Peiniger zu sehen, er alle Rechte hat. Oder, wie das zusammengeht, die Härte der Prinzipien und behutsamste Menschlichkeit. Oder, was das ist, ein überzeugender Redner.“⁴⁹

⁴⁷ „Bericht über die Kriegsgefangenenarbeit in Polen“, siehe Anm. 28.

⁴⁸ K. Wloch starb am 30. 9. 1982 in Berlin; siehe Nachruf des ZK der SED in: Neues Deutschland, 2./3. 10. 1982, S. 2; vgl. auch SBZ-Biographie, 3. Aufl. Bonn u. a. 1964, S. 389.

⁴⁹ Zit.n. Die Brücke. Sonderausgabe: 70 Jahre Karl Wloch, Berlin, 4. 8. 1975, S. 1.

Dennoch war das politische Leben des Karl Wloch nicht ohne Brüche. Gerade erst dem Konzentrationslager der Nazis entkommen, muß er erleben, wie seine geliebte Sowjetunion und der von ihm hochverehrte Führer Stalin einen Pakt mit seinen Peinigern aus Sachsenhausen schließen. Er ist in so hohem Maße irritiert, daß er, der unter Polizeiaufsicht steht, unter Mißachtung aller konspirativen Regeln an einem Sonntagvormittag seine alten Freunde aufsucht, um ihnen seine Ratlosigkeit mitzuteilen.

Die Tatsache, daß sein Bruder als „Volksfeind“ verurteilt worden war, konnte auch für ihn in der Stalinära und der unumschränkten Herrschaft des NKWD in der sowjetischen Besatzungszone zu einer ständigen Bedrohung werden, zumal er den Kontakt zu dessen Familie nie abgebrochen hatte.

Nach dem Sommer 1948, als Stalin und das Kominformbüro Tito verurteilen, war seine Tätigkeit in Jugoslawien ein Makel in seiner Biographie, und die Art, wie auch in SED-Zeitungen über Tito geschrieben wurde, verletzte ihn tief. Dagegen aufbegehrt hat er nie. Vermutlich empfand er auch die Bedrohung, die für ihn persönlich mit seinen jugoslawischen Kontakten erwachsen konnte, als in allen Ländern des Ostblocks nach „Titoisten“ gefahndet wurde.

Ende der fünfziger Jahre, besonders nach der Rückkehr Gomulkas, dem die SED-Führung zunächst nicht traute,⁵⁰ waren seine engen Beziehungen zu Polen eine politische Belastung. So wurde er mit über Sechzig noch einmal in die Provinz geschickt, nach Gera in Thüringen, wo er als junger Mann seine journalistische Karriere begonnen hatte. Er wurde Chefredakteur der Parteizeitung „Volkswacht“. Eine Krebsoperation machte ihn schließlich zum Invaliden.

In seinen letzten Jahren, die er in der Alexanderstraße in Berlin verlebte, war er stiller geworden. Das Sprechen fiel ihm zunehmend schwerer, und er dachte wohl auch immer öfter über sein Leben nach. Doch auch als die Hoffnung, die er nach Ulbrichts Sturz auf Honecker setzte, enttäuscht wurde und sich die Realitäten immer weiter von den Idealen seiner Jugend entfernten, kam kein Wort der Bitterkeit, kein Wort der Abkehr von dieser Politik über seine Lippen. Es war, als ob er fürchtete, sein Leben und seine Erinnerungen zu beschädigen und alles, was er für diese Idee durchgemacht hatte, in Frage zu stellen.

Manchmal ging er noch in eine Schule in Berlin-Mitte, um den Kindern, die keine Beziehung zu seinen Träumen hatten, von seinem Kampf und aus seinem Leben zu erzählen. Er tat es auch für sich, um sich selbst immer wieder an seine heroische Periode, an den Kampf gegen Hitler erinnern zu können. Es war die Zeit, als er mit Menschen wie Carl von Ossietzky, Franz Jacob, Bernhard Bästlein, Anton Saefkow, nach denen Schulen und Straßen benannt waren, in

⁵⁰ Die SED-Führung traute Gomulka bis zu seiner Absetzung im Dezember 1970 nicht; vgl. u. v. a.: Diplomatic Archive. Polish-GDR Relations, in: Polish Quarterly of International Affairs, Vol. 3, No. 1, Winter 1994, S. 111–129.

einer Reihe gestanden hatte.⁵¹ Die Kinder hörten ihm artig und abwesend zu, die Lehrer dankten ihm mit Blumen. Doch seit seine Reden Hunderte junger Kriegsgefangener bewegt hatten, so sehr, daß sie selbst zu Kommunisten und Mitkämpfern wurden, waren dreißig Jahre vergangen. Die Feuer von damals waren niedergebrannt. Was einmal seine Zuhörer aufgewühlt hatte, war zum Ritual geworden. Was einmal richtig war, galt längst nicht mehr. Irgendwie muß er es auch selbst gespürt haben.

Die „Freie Meinung“

Gleich in den ersten Tagen unseres Lehrgangs erschien eine neue Ausgabe der Kriegsgefangenen-Zeitung „Die Brücke“, die später in meinem Leben noch eine wichtige Rolle spielen sollte. Kurz vor meinem Weggang aus dem Grubenlager hatte ich diese Zeitung zum erstenmal gesehen und mir wenig Gedanken über ihre Absichten und Aufgaben gemacht.⁵² Diese Nummer aber, die Anfang September erschien, war eine ganz besondere: Auf Seite fünf war ein Gedicht von mir abgedruckt. Es waren die Reime, die ich im Jugendzimmer in Jawiszowice ans Schwarze Brett gepinnt und die unser Obmann an die Redaktion geschickt hatte.⁵³

Nun fand ich mein Gedicht wieder, in gleichmäßigen schlanken Lettern, ein paar tausend Mal vervielfältigt. Ich stand in der Zeitung. Zum erstenmal sah ich meinen Namen gedruckt, den ich gerade erst wieder gegen meine Lagernummer 330 zurückgetauscht hatte. Und dazu noch eine kurze Biografie: „Kamerad Manfred Gebhardt von Kop. ‚Jawiszowice‘, 21 Jahre alt, aus Ziegelrode bei Eisleben.“ Alle in meinem Seminar hatten es gelesen. Auch die Lehrer. Das Gedicht entsprach in seiner Tendenz genau dem, was auf der Schule gelehrt wurde. Ein bißchen brachte es mich schon in Verlegenheit, wenn ich immer wieder darauf angesprochen wurde, ob ich denn der sei, von dem das Gedicht in der Zeitung stand. Aber irgendwie war ich auch mächtig stolz, es war gewissermaßen mein erstes öffentliches Bekenntnis zur neuen Zeit, so wie ich sie empfand.

Ich lief zur Redaktion, die in einem größeren Raum untergebracht war, in dem viele Zeitungen herumlagen und einzelne ausgeschnittene Artikel. Am

⁵¹ Bernhard Bästlein (1894–1944), Franz Jacob (1906–1944) und Anton Saefkow (1903–1944), KPD-Funktionäre im antinationalsozialistischen Widerstand, gemeinsam am 5.9.1944 vom „Volksgerichtshof“ zum Tode verurteilt und am 18.9.1944 im Zuchthaus Brandenburg hingerichtet; hierzu: Biographisches Lexikon zur deutschen Geschichte. Von den Anfängen bis 1970, Berlin (Ost) 1970, S.33f., S.329f., S.591f.; siehe auch: Sachwörterbuch der Geschichte Deutschlands und der deutschen Arbeiterbewegung, B. 1, Berlin (Ost) 1969, S.229f. (Stichwort: Bästlein-Jacob-Abshagen-Organisation).

⁵² Siehe zur Konzeption der „Brücke“: Gebhardt, Rolle und Bedeutung, S.22ff.

⁵³ „Ich rufe die Jugend“, in: Die Brücke. Zeitung der deutschen Kriegsgefangenen in Polen, Nr.7/Anfang September 1948.

Fenster tippte ein kräftiger Mann auf einer alten Schreibmaschine; ein anderer, wesentlich kleinerer, saß, in einer Hand eine Schere und vor sich einen Klebstertopf, an einem Tisch. Ich bat ihn um eine Zeitung, weil ich mein Gedicht nach Hause schicken wollte. Der Kleine sah mich prüfend an. „Die Zeitung kannst du dir dort nehmen“, sagte er und zeigte auf einen Stapel, der am Fußboden lag. „Aber ich suche jemanden, der etwas für die ‚Freie Meinung‘ schreibt, die soll nämlich übermorgen erscheinen, und mir fehlen noch Beiträge.“

„Die Freie Meinung“ kannte ich natürlich schon. Das war eine Art Lagerzeitung, die jeden Donnerstag erschien. Sie unterschied sich von den üblichen Schwarzen Brettern in den Lagern, auf denen meist nur Informationen übermittelt wurden, nicht nur dadurch, daß sie mit Fensterscheiben verglast war, zu der nur der Mann in der Redaktion einen Schlüssel hatte. Sie war auch sonst ganz anders. Die Beiträge waren alle mit der alten Redaktions-Schreibmaschine in einer altmodischen Kursivschrift getippt und mit bunten, gezeichneten Überschriften versehen. Wer etwas veröffentlichen wollte, mußte das in der Redaktion einreichen, die einmal in der Woche zusammenkam und ganz demokratisch über den Inhalt der nächsten Ausgabe entschied.

Das also lernte ich zuerst: „Freie Meinung“ heißt nicht, daß hier jeder seine Ansichten vertreten kann, das wäre Anarchie. Vielmehr bedeutet es, daß hier im Auftrag der Redaktion und auf der Grundlage einer politischen Übereinstimmung eine positive Meinung veröffentlicht wird, die auch eine gezielte, helfende Kritik einschließt. „Die Freie Meinung“ war noch keine Meinungsfreiheit. Aber sie war offener und kritischer als die meisten Zeitungen, die ich später in der DDR kennenlernte. Und sie wurde erwartet und gelesen. Sobald eine neue Ausgabe erschien, drängten sich die Leute vor dem Schaukasten – und sei es nur um zu sehen, was über die letzten Veranstaltungen gesagt wurde und ob der Conférencier wieder sein Fett abbekommen hatte.

Und nun sollte ich etwas schreiben, sozusagen auf Kommando, oder besser gesagt „im Auftrag“. Bisher hatte ich ausschließlich aus eigenem Antrieb etwas zu Papier gebracht, meistens Verse. Einen Aufsatz hatte ich seit meiner Schulzeit nicht mehr geschrieben. Es sollte etwas über eine Jugendstunde sein, die in diesen Tagen stattfand und in der derjenige das Referat hielt, der gewöhnlich über solche Ereignisse für die „Freie Meinung“ berichtete. Ich sagte zu.

Es ging um „Marshallplan oder Zweijahresplan in der Ostzone“, ein Thema, das wir gerade im Lehrgang behandelt hatten, so daß ich einigermaßen im Stoff stand. Ich notierte mir in der Versammlung, soviel ich nur konnte, um eine genaue Schilderung geben zu können. Dennoch saß ich danach ziemlich ratlos vor meinem Papier, das ich von der Redaktion bekommen hatte. Der erste Satz wollte und wollte mir nicht gelingen. Doch schließlich war er, als der Beitrag am Donnerstag erschien, für meine damaligen Verhältnisse so gut, daß ich fürchte, der Redakteur hat noch ein bißchen daran gefeilt.

„Marshallplan oder Zweijahresplan in der Ostzone“, so die Überschrift, „das war die Frage, die sich die Jugendlichen des Lagers stellten, und die Kam.

Czepuck⁵⁴ im Verlauf der Jugendstunde am 24. IX. in der großen Świetlica in klarer und eindrucksvoller Weise beantwortete.“ Solche Sätze habe ich später zu Hunderten im „Neuen Deutschland“ und in anderen DDR-Zeitungen gefunden, ohne daß jemand daran Anstoß genommen hätte. Es war eine richtige Nachricht! Von den fünf geforderten W's waren vier vorhanden: Wer, wann, wo und was?

Im zweiten Satz aber höre ich mich heute deutlich selbst sprechen: „Die Beteiligung ließ leider wieder erkennen, daß viele junge Kameraden die Forderungen der neuen Zeit und den Sinn und Zweck der Jugendstunden noch nicht begriffen haben.“ Das war ein bißchen wie in den Vereinsmitteilungen der „Helbraer Zeitung“ und im Ton ganz wie mein erstes Gedicht: „Kameraden, hört die Signale. . .“ – fordernd, drängend, unduldsam. Doch während es im Gedicht noch aufrüttelnd klang, schwang hier schon etwas von Rechthaberei und Intoleranz mit. Die jungen Kameraden hatten etwas „nicht begriffen“, wovon ich selbst ein paar Monate vorher noch keine Vorstellung hatte: „die Forderungen der neuen Zeit“. Dafür wurden sie von mir gescholten. Ich war, nach wenigen Tagen auf dem politischen Lehrgang, bei denen angekommen, die von sich sagten, daß sie „die Forderungen der neuen Zeit“ begriffen haben. Ich fühlte mich den anderen gegenüber ein kleines Stück in der Erkenntnis voraus.

Der Rest des Artikels war die nackte Schilderung: Kam. Henne sprach Begrüßungswort. . .; darauf sprach Kam. Kant (Hermann, der spätere Schriftsteller) das Gedicht „Volksfront, Front der Völker“ von Erich Weinert.⁵⁵ . .; dann folgte das Hauptreferat, das den Marshallplan in den schwärzesten und den

⁵⁴ Harri Czepuck nahm an Karl Wlochs erstem Lehrgang der Zentralschule 1948 teil (Franz, S.409); geb. 30.7. 1927 in Breslau als Sohn einer Arbeiterfamilie, Volksschule, 1942 Lehrling in einer Betriebskrankenkasse; 1944 Wehrmacht, 1945–49 in polnischer Kriegsgefangenschaft; Mitglied der SED; Volontär, später Redakteur von „Neues Deutschland“ (ND), 1958–62 Korrespondent des ND in Bonn; 1967–71 stv. Chefredakteur des ND, 1967–81 Vorsitzender des Verbandes der Journalisten-Zentralvorstand; 1971–81 Vizepräsident der Internationalen Journalistenunion; 1981–84 Mitarbeiter der Liga für Völkerfreundschaft; 1984 Invalidenrentner; 1990 PDS; Mitbegründer der Gesellschaft für gute Nachbarschaft mit Polen (Ost-Berlin); seit 1993 Vorstandsmitglied der Deutsch-Polnischen Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland e. V.; 1993–95 Redakteur (v.i.S.d.P.) von „Polen und wir“. Vgl. hierzu: Andreas Herbst/Winfried Ranke/Jürgen Winkler, So funktionierte die DDR. Bd. 3: Lexikon der Funktionäre, Hamburg 1994, S.56; Wer war Wer in der DDR. Ein biographisches Handbuch, hrsg.v. Bernd-Rainer Barth u.a., Frankfurt am Main 1995, S.122f.

⁵⁵ Geb. 4.8. 1890 in Magdeburg, gest. 20.4. 1953 in Berlin (Ost). Mitarbeiter kommunistischer Zeitschriften, ab 1933 im Exil (Schweiz, Frankreich, UdSSR), Teilnahme am Spanischen Bürgerkrieg, Mitglied des Nationalkomitees Freies Deutschland. Wirkte 1924 in Erwin Piscators „Revue Roter Rummel“ mit. Wurde als „Sprechdichter“, Agitator und Propagandist bekannt. Schrieb engagierte, oft propagandistische sozialistische Lyrik und Prosa. Ausgaben: Ges. Werke, 9 Bde. (1955–60); Ges. Gedichte, 7 Bde. (1970–87); siehe: Biographisches Lexikon zur deutschen Geschichte. Von den Anfängen bis 1945, Berlin (Ost) 1970, S.725f.

Zweijahresplan in der Ostzone in den hellsten Farben schilderte. Zum Schluß spielte die Lagerkapelle, die die Jugendstunde „würdig umrahmte“.

Mein Aufsatz muß dem Redakteur doch immerhin so gut gefallen haben, daß ich gleich den nächsten Auftrag erhielt, den Bericht über die nächste Jugendstunde zu schreiben, die bereits fünf Tage später stattfand. Diesmal war – sicher nicht wegen meiner Kritik – „eine erfreulich große Schar“ erschienen, die den Ausführungen des Kameraden Hermann Kant über „Rassentheorie und Antisemitismus“ folgte.

Wieder begann es mit den Klängen der Lagerkapelle, wieder sprach ein Kamerad einleitende Worte, wieder wurde ein Gedicht von Erich Weinert rezipiert und wieder brauchte ich einen Anfang für meinen Artikel. Hier ist er: „Gerade dieses Thema erweckte das besondere Interesse unserer jungen Kameraden, die, selbst in der Zeit dieser verbrecherischen Naziideologie erzogen, einen besonderen inneren Kampf gegen diese Irrlehre zu führen haben.“ Diesen „inneren Kampf“ führte auch der Autor des Artikels, selbst wenn er das hier noch so distanzierend und verallgemeinernd beschreibt. Hier steht jemand in der Morgendämmerung, geblendet von der neuen Sonne. Wie einem, der aus der Dunkelheit kommt, erscheinen ihm die schemenhaften Gestalten im Dämmerlicht in all ihrer silhouettenhaften Vereinfachung als die hellen Bilder eines neuen Tages.

Die neue Sonne

Von allen neuen Wörtern, die mir in Warschau immer wieder begegneten, tauchte das Wort „Umerziehung“ am häufigsten auf. Es bezeichnete die Forderung, die an uns gestellt wurde, einen moralischen Anspruch. Es war der Anspruch der neuen Gesellschaft an den einzelnen, einer Gesellschaft, die auf den neuen Menschen setzt.

Zunächst sträubten wir uns gegen diesen Begriff. Wer will als erwachsener Mensch schon gern erzogen, geschweige denn umerzogen werden. Das klingt nach Indoktrination. Und Indoktrination war es auch. Daß sie sich im Einklang mit der Verbesserung der Lebensbedingungen vollzog, änderte daran nichts. Hier wurde mit allen Mitteln und im besten Glauben versucht, andere Menschen aus uns zu machen. Die Mittel reichten von der politischen Agitation bis zur Einflußnahme auf den Zeitpunkt der Entlassung: Die „Umerzogenen“ fuhren in der Regel früher nach Hause als die „Unbelehrbaren“.

Es lag an Karl Wloch und an der wachsenden Zahl seiner Mitstreiter, dem Wort „Umerziehung“ das Dogmatische zu nehmen. Dreh- und Angelpunkt war die Auseinandersetzung mit der Naziideologie, die vielen von uns bewußt oder unbewußt noch immer anhaftete, und die Aufklärung über die Untaten der Hitlerfaschisten in Deutschland und in den von ihnen überfallenen Ländern. Und nirgends waren diese Verbrechen greifbarer und unübersehbarer als hier im Warschauer Ghetto und in den Straßen der polnischen Hauptstadt.

Naziideologie, Rassenwahn, deutsche Kriegsverbrechen – das waren dann auch die Themen unserer Versammlungen und Jugendstunden. Der Antifaschismus stand für uns, die bereit waren, umzudenken und uns umerziehen zu lassen, an der ersten Stelle der politischen Grundwerte. Für viele von uns war das eine ganz neue Erfahrung. Nur eine Minderheit empfand eine Verantwortung für die faschistischen Verbrechen, an denen sie zumindest durch Duldung beteiligt gewesen war und die ihre lange Gefangenschaft hätte erklären können. Gerade das aber war der Ansatzpunkt für die politische Umerziehung. Von dieser Zeit kann man sagen, daß der Antifaschismus den Kriegsgefangenen verordnet wurde.

An einem Sonntagnachmittag wurde im Lager der polnische Auschwitz-Film „Die letzte Etappe“ gezeigt. Die Teilnahme war für alle Pflicht. Im Saal herrschte betretenes Schweigen. Ich war aus einem Lager nur wenige Kilometer von den Vernichtungsstätten hierher nach Warschau gekommen. In der Grube wurde ich von polnischen Bergarbeitern mehrfach auf dieses Auschwitz angesprochen und in gewisser Weise auch dafür haftbar gemacht. Ich wußte, daß dort Schlimmes geschehen sein mußte. Doch was hier auf der Leinwand gezeigt wurde, überschritt jede Vorstellungskraft. Alles in mir sträubte sich zu glauben, was ich sah.

Ein junger Offizier, der später in der DDR zum General avancierte, meldete sich in der anschließenden Diskussion zu Wort. Er drückte aus, was vielen von uns durch den Kopf ging: „Ich kann das nicht glauben“, sagte er. „So etwas können Deutsche nicht getan haben. Das ist Propaganda.“ Alle sahen zu ihm hin. Der traute sich was. Wie würde Karl Wloch darauf reagieren? Zu unserem Erstaunen blieb er ganz ruhig. Dann erhob er sich langsam und wandte sich an den Offizier: „Wären Sie bereit, Herr Major, mit mir nach Auschwitz zu fahren und sich selbst zu überzeugen?“ Nun konnte der nicht mehr zurück. „Ja“, sagte er, „das bin ich.“

Für spektakuläre Aktionen hatte Karl Wloch immer etwas übrig. Am nächsten oder übernächsten Tag fuhren sie mit einem Auto vom polnischen Ministerium⁵⁶ zu dritt nach Auschwitz. Es hatte geregnet. Die Lagerstraßen waren von Pfützen bedeckt. Das Lager war zu dieser Zeit noch kein für Besucher hergerichtetes Museum. Vieles war noch so, wie es die SS und die Häftlinge verlassen hatten. In den Baracken hing noch der Geruch der Gefangenen, eine Mischung aus Schweiß und Blut und Desinfektionsmitteln. Vor der Mauer, vor der unzählige Menschen erschossen worden waren, glaubte der Besucher, noch Blutspuren zu sehen und im Krematorium noch den Gestank von verbrannten Leichen in der Nase zu spüren. Später erzählte er, er habe sich gefühlt, als würde er zur Hinrichtung geführt. Als er danach von dem Leiter der gerade im Aufbau befindlichen Gedenkstätte zum Essen eingeladen wurde, fühlte er, wie sich sein Magen dagegen wehrte. Auf der Rückfahrt mußte das

⁵⁶ Es ist das Ministerium für öffentliche Sicherheit (Ministerium Bezpieczeństwa Publicznego/MBP) gemeint.

Auto mehrfach anhalten, weil sich der Major immer wieder erbrach. Ein paar Tage später berichtete er im Lager, was er in Auschwitz gesehen hatte. Er war an diesem Tag zum Antifaschisten geworden.

In diesem Herbst erhielten auch zum erstenmal Kriegsgefangene Gelegenheit, Warschau zu besuchen und ihren Kameraden über die Zerstörungen und den beginnenden Wiederaufbau zu berichten. So schreibt Hermann Kant über einen Gang durch Warschau im November 1948 in der Kriegsgefangenenzeitung „Die Brücke“:

„Im Abenddunkel überqueren wir auf der Behelfsbrücke die Weichsel. Hinter uns liegt die östliche Vorstadt Praga und vor uns, sich am Strom hinziehend, Warschau. Die Umrisse der Ruinen heben sich nur schwach vom dunklen Himmel ab. Stehengebliebene Wände mit leeren Fensterlöchern, einzelne Kamine, zerfetzte Baumstümpfe in den Straßen, das Bild einer toten Stadt. Es muß einmal schön gewesen sein hier, bevor der Krieg die Stadt in Trümmer warf. Immerhin ist hier noch zu erkennen, daß hier Menschen wohnten, Häuser standen. Doch einige Minuten weiter dehnt sich eine weite Fläche, eine Ebene aus Schutt, nur durchzogen von notdürftig geräumten Straßen. Hier stand einmal ein großer Warschauer Stadtteil, Wohnstätte tausender Menschen. Von dem Stadtteil, der unter Hitlers Besatzungsterror zum Ghetto wurde, blieben nur Trümmerhalden. Von den Menschen oft nicht einmal die Namen und die Geschichte. Das ist das tote Warschau, ein Teil der Hinterlassenschaft der Naziverbrecher.“⁵⁷

Der Bericht des Majors über seinen Besuch in Auschwitz, der Artikel von Hermann Kant über seine Wege durch das zerstörte Warschau, das alles trug dazu bei, bei manchem das Gefühl der Verantwortung für die deutschen Verbrechen in Polen zu wecken, aus dem die Bereitschaft zur Wiedergutmachung durch Arbeit entstehen sollte. Die Arbeit war das Bindeglied zwischen Schuld und Sühne. Das Schlüsselwort dafür hieß „Wiedergutmachung“. Durch Arbeit konnten wir zur Versöhnung zwischen den ehemaligen Feinden beitragen. Das war die Botschaft.

Wie schwer das für beide Seiten werden würde, spürten wir bei jedem Gang in den alten Wehrmachtskitteln durch die zerstörte Stadt. Der Krieg war seit mehr als drei Jahren vorbei. Aber mit dem Ende des Krieges war die Feindschaft nicht automatisch verschwunden. Beide Seiten standen vor einer Aufgabe, die es nach früheren Kriegen in dieser Form noch nicht gegeben hatte: eine Brücke über den Zaun zu schlagen, der Gefangene und ihre Bewacher trennte. Dazu mußten beide umdenken. Und das brauchte Zeit, mehr Zeit, als wir damals dachten.

Schließlich blieb es auf beiden Seiten eine Minderheit, die die innere Bereitschaft zu einem Neuanfang aufbrachte. Unter den Kriegsgefangenen waren es

⁵⁷ Kgf. H. Kant, Deutsche Kriegsgefangene sehen Warschau, in: Die Brücke, Nr. 12/ Ende November 1948, S. 3.

vor allem wir Jungen, die das Leben noch vor sich hatten. Zu ihnen gehörte ich in jenem Herbst. Wir waren voller Optimismus und voller Hoffnung in unseren Träumen. Vor uns lag die neue Zeit, die zunächst nichts anderes war als das Gegenteil der alten.

Edda und Justyna

Der Lehrgang ging schneller zu Ende, als ich gedacht hatte. Nach wenigen Tagen nur hatte ich mich an den neuen Lebensrhythmus gewöhnt. Ich konnte mich bei den Vorlesungen und Referaten immer besser konzentrieren. Die Themen waren durchweg neu für mich, und in jedem Referat gab es etwas zum Nachdenken. Die Diskussionen in den Seminaren, in denen ich mich in den ersten Tagen schweigend zurückgehalten hatte, begannen mir Spaß zu machen. Alle bedienten sich nur selten einer festgefügtten Terminologie, wie ich es bei späteren Schulungen erlebte. Begriffe wie „Finanzoligarchie“ und „Expropriation“ waren für uns alle, die meisten Lehrer eingeschlossen, böhmische Dörfer. Auch am Ende des Lehrgangs konnte ich Kartelle, Syndikate, Konzerne und Trusts nicht richtig auseinanderhalten, und mit Vokabeln wie Arbeitsmittel, Arbeitsinstrumente, Produktionsmittel und Produktivkräfte hatte ich auch später noch oft meine Probleme.

Die Literatur, die wir erhielten, bestand zunächst aus zwei Broschüren von Walter Ulbricht, eine über den deutschen Faschismus⁵⁸ und die andere über die Novemberrevolution.⁵⁹ Dazu kamen das Kommunistische Manifest und Engels' „Von der Utopie zur Wissenschaft“.⁶⁰ Das war die Schrift, die mich am meisten beschäftigte.

Doch es waren nicht diese Schriften, die mich so stark beeinflussten, daß ich am Ende des Lehrgangs ein anderer Mensch geworden war, der anders dachte und auch anders sprach. Nicht nur, *was* ich sagte, hatte sich verändert, auch *wie* ich es sagte, der Tonfall, die Diktion. Immer wieder habe ich besonders in jüngster Zeit darüber nachgedacht, was es wohl war, das mich in diesem Herbst 1948 so veränderte. Und nicht nur mich. In den meisten, die mit mir den Lehrgang besuchten, ging ähnliches vor – solche Wandlungen haben bekanntlich eine ansteckende Wirkung.

⁵⁸ Siehe Walter Ulbricht, Thesen über das Wesen des Hitlerfaschismus, 1. August 1945, in: Walter Ulbricht, Ausgewählte Reden und Aufsätze zur Geschichte der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung, Berlin (Ost) 1979, S. 91–101.

⁵⁹ Siehe Walter Ulbricht, Der Zusammenbruch Deutschlands im ersten Weltkrieg und die Novemberrevolution, in: ebenda, S. 47–71, darin: Die Novemberrevolution (S. 57–62).

⁶⁰ Siehe Friedrich Engels, Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke, Bd. 19, Berlin (Ost) 1962, S. 189–228.

Es muß die Anziehungskraft einer neuen Gemeinschaft, eine Art Gruppentherapie gewesen sein. Die bruchstückhafte Kenntnis der für uns neuen Weltanschauung konnte es nicht gewesen sein, die diesen Wandel bewirkte. Dazu wußten wir viel zuwenig. Also, was war es dann? Es war das erste Mal seit meiner Schulzeit, daß jemand mit mir über andere Dinge sprach als über Essen, Entlassung und Entbehrung. Zum ersten Mal hob ich mich aus der Masse der Kriegsgefangenen heraus: Ich hatte das Privileg zu lernen; ich wußte mehr als die anderen. Doch das alles hätte nicht viel bewirkt, wären da nicht Menschen gewesen, die uns mit den neuen Ideen bekannt machten und für die Sache standen, die wir auch als unsere ansahen.

Da war zuerst Karl Wloch mit seiner antifaschistischen Vergangenheit, von dem Hermann Kant später einmal sagte, daß er sich, „unter denkbar widrigen Umständen ausgeschickt zur Suche nach neuen Gefährten, nicht ein nennenswertes Mal vertan“ hat.⁶¹ Er stand für den deutschen Antifaschismus. Und da waren zwei Polinnen, von denen ich erst später erfuhr, daß sie Jüdinnen waren: Edda Tennenbaum und Justyna Sierp. Sie verkörperten den Internationalismus, das Leid Polens und die Bereitschaft zur Versöhnung. Und sie alle waren Kommunisten.

Edda Tennenbaum, die wir unter dem Namen Elsa kannten, war damals schon im vorgerückten Alter, eine kleine, etwas gebeugt gehende Frau mit schneeweißem Haar. Wir wußten von ihr, daß sie in ihrer Jugend mit Rosa Luxemburg zusammengearbeitet und vor dem Ersten Weltkrieg gemeinsam mit Clara Zetkin in Stuttgart die Frauenzeitschrift „Gleichheit“ redigiert hatte. Allein das erhob sie für uns in den Rang einer verehrungswürdigen Persönlichkeit. Was wir über sie nicht wußten, hätte uns in unserer neuen Gewißheit sehr schnell irritieren können. Aber Edda sprach nie darüber, daß sie seit vielen Jahren nichts von ihrem Mann und fast nichts von ihrem Sohn wußte, die beide irgendwo in Sibirien in Stalins Lagern saßen, wenn sie denn noch lebten. Und was wir auch nicht wußten, war, daß sie selbst viele Jahre im Gulag verbracht hatte und erst seit kurzer Zeit wieder frei war. Von alledem habe ich erst viel später erfahren, als Edda Tennenbaum schon tot war.

An ihren deutschen Freund Jakob Walcher, einem engen Freund von Bert Brecht, schrieb sie im Herbst 1948:

„Mein lieber alter Freund Jakob!

Ich weiß nicht, ob es Dich so unerwartet und überraschend treffen wird, wenn Du erfährst, daß ich noch lebe, aber nicht nur physisch, sondern darüber hinaus noch auf dem Posten bin – den ich nur während einer kurzen (!) Spanne Zeit, etwa 9 Jahre, nicht ganz freiwillig verlassen hatte. Wie Du mich kennst, resp. kanntest, dürfte es Dich durchaus nicht überraschen zu vernehmen, daß ich nach wie vor zur alten Fahne halte. Meine Arbeit hier bei den

⁶¹ (Hermann Kant) Zwischen den Zeilen, in: Die Brücke, Sonderausgabe, 4.8. 1975, S.1.

deutschen Kriegsgefangenen ist ein kleiner Beleg hierfür. Ich tue, was ich kann, was mir der letzte Rest meiner Kräfte erlaubt. Und ich darf wohl ohne falsche Bescheidenheit sagen, daß ich meine Pflicht mit der altgewohnten Begeisterung für die Sache tue, der ich im Moment diene. Es gibt allerdings Leute, zu denen auch manche meiner alten Genossen gehören, die sich bemühen, zuweilen mit Eifer Wasser in meinen Wein zu schütten und durch Herausbeschwören der nicht gar zu weit zurückliegenden Geschehnisse zu erinnern.

Polen war das Land, in dem ich zum geistigen Leben vor etwa einem halben Jahrhundert erwacht bin. In Polen habe ich mich in die Reihen der sozialistischen Kampfarmee eingereiht, habe gekämpft, gestritten und gelitten, habe zuerst das Glück genossen, einem Kollektiv anzugehören, dem ich seither auf Gedeih und Verderb angehöre, weil mich mit ihm eine unzerreißbare Ideengemeinschaft verbindet. In Polen habe ich zuerst dank R. Lux. gelernt, den Nationalismus hassen und bekämpfen. – Polen will ich helfen, aber laß es Dir sagen, alter Freund, ich täte es fast ebenso freudig auf jedem anderen Plätzchen der Erde, D. nicht ausgenommen, . . . Überall möchte ich sein, kämpfend helfen. Doch meine Uhr ist am Ablaufen. Meinen phantastischen Träumen sind leider Grenzen gesetzt, die ich heute nicht mit der alten Behendigkeit überschreiten kann, wie anno dazumal —

Was Dich am meisten wohl interessiert, dürfte das Schicksal meines Mannes und meines Sohnes sein. Und da muß ich Dir leider sagen, ich weiß nichts von ihnen. Vor einem Jahre, als ich den gebliebenen Staub von meinen Füßen schüttelte, erfuhr ich durch Kasis Frau, die Erkundigungen einzog, daß beide leben, im hohen Norden leben. Im Laufe von 12 Jahren habe ich nur die ersten Briefe, die Kasi an seine junge Frau schickte, gelesen, sie waren voller Mut und Hoffnungsfreudigkeit – seither nur die stereotype Auskunft: er lebt. Ob er moralisch noch lebt, ob er endlich frei ist, ob schon seine Frist abgelaufen ist, ich weiß es nicht, ich kann es nur annehmen. Ob ich ihn noch sehen, ob ich seine geliebte Stimme noch hören werde, ich weiß es nicht. Die kühle Vernunft sagt mir, daß das so gut wie ausgeschlossen ist. An Wunder glaube ich nicht mehr. Doch mein Herz, mein altes Herz lehnt sich dagegen auf. Darf es das nicht, selbst wenn durch diese Einsicht in keiner Weise meine Stellung zur Politik St.⁶² geändert ist. Joscha, mein alter Kampfgefährte ist wohl auch an der Katastrophe zugrunde gegangen. Wenn ich meinen K. nur wissen lassen könnte, daß ich lebe, in P. bin, und was ihn sehr erfreuen und stärken würde, daß ich sogar noch arbeite. Doch ich kann es nicht. Und doch täte ich es so leidenschaftlich gern, gerade im Interesse der Sache, denn ich weiß ja nicht, ob das harte persönliche Erleben nicht seinen Sinn verdunkelt, sein Gemüt nicht verbittert hat, ob er seine persönliche Tragödie als eine allgemeine Erscheinung betrachtet und wertet. Die meisten seiner Umgebung sind es, wie ich aus meinen Beobachtungen weiß, sicherlich. Nicht zuletzt befürchte ich, daß das Schicksal seiner Eltern seinen Sinn geändert oder beeinflußt haben konnte. Seine junge schöne und gute Frau ist ihm treu geblieben. Auf mein Raten, nicht länger im fruchtlosen Warten auf seine Wiederkehr ihre Jugend zu vergeuden, antwortete sie unentwegt mit dem Einwande: aber es gibt ja niemand, der ihm ähnlich wäre. Wer ist so schön, so klug, so gescheit wie

⁶² St. = Stalins.

*mein Kasi? Ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, daß ich diese Erwiderung mit freudigem Schmerz anhörte. . .*⁶³

Edda Tennenbaum kam manchmal ins Lager, besonders in die Seminare des Lehrgangs, um zuzuhören oder auch um mit uns zu diskutieren. Ein Erlebnis ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Es war üblich, daß wir am Ende einer Veranstaltung ein Lied sangen. An diesem Tag war es die *Warszawianka*, ein, ja, das polnische Kampflied, mit dem im Refrain wiederkehrenden Appell: „Auf die Barrikaden! Auf die Barrikaden!“

„Elsa“ hatte uns schon von draußen gehört und kam hereingestürmt mit wilder Geste: die linke Hand zur Faust geballt und mit der rechten ihre kleine Handtasche durch die Luft wirbelnd. „Was macht Ihr aus unserem Lied?“, schrie sie. „Das ist kein Choral, das ist ein Kampflied! und – hebt mich auf den Tisch! das geht so. . .“ Zwei Männer hatten die kleine Frau auf den Tisch gehoben, damit wir sie alle sehen konnten. Dort stand sie mit strähniger Frisur, ein Meter vierzig groß, und dirigierte mit beiden Armen, dazu noch die Tasche schwenkend, den Chor der Kriegsgefangenen. Immer, wenn ich an sie denke, sehe ich sie so stehen. Ihr Auftritt war einer der Momente, in denen sich der Wandel in mir vollzog.

Die zweite Frau war Justyna Sierp, die von den Gefangenen Frau Justyna genannt wurde und die ich schon von ihrem Besuch im Grubenlager her kannte. Sie war ganz anders als Edda, still, überlegend und ungeheuer präzise in der Wortwahl und der Fragestellung. Nichts entging ihr, wenn sie mit jemandem sprach, bei ihr konnte man sich nicht verstellen. Nie wäre sie auf den Tisch gestiegen, nie hätte sie ihre Handtasche durch die Luft gewirbelt. Ich habe sie auch nie vor einer größeren Versammlung reden hören. Dafür habe ich sie sehr oft in persönlichen Gesprächen erlebt. Sie redete uns immer mit Sie an, was mir auffiel, weil es im Grubenlager nicht üblich gewesen war und hier alle anderen, die Lehrer eingeschlossen, das „Partei-Du“ benutzten. Zu mir sagte sie einmal: „Können Sie bitte deutsch reden, ich kann Ihretwegen nicht noch sächsisch lernen.“

Edda war ein Denkmal. Justyna war eine Frau, die bei aller Härte, die ihr das Leben abverlangt hatte, viel Menschlichkeit für uns aufbrachte, viel Verständnis für die „jungen Kerle“, die hier im Lager saßen. Wir alle hätten ihre Söhne sein können. Ihr eigener kam gerade aus Frankreich zurück. Dort waren sie auf ihrer Flucht zuerst aus Polen, dann aus Hitlerdeutschland gelandet, dort hatte er sich all die Jahre versteckt gehalten, bis er nach der Invasion in die englische Armee eingetreten war. Nun kam er nach Hause, sprach deutsch, französisch und englisch und lernte auf der Abendschule seine Muttersprache. Seinen Vater, Justynas Mann, hatte Stalin umgebracht. Sie, eine polnische Kommunistin und Jüdin, überlebte in Frankreich als Kundschafterin der Widerstandsbewegung in einem

⁶³ Der Brief liegt nicht im Original vor. Eine Abschrift befindet sich im Besitz von M. G.

deutschen Kasino bei Paris.⁶⁴ Vieles in ihrer Biographie ist unbekannt. Anfang der siebziger Jahre ist sie gestorben, die letzten traurigen Briefe von ihr erhielt ich aus dem Krankenhaus, wo sie als Jüdin wieder einmal wie eine Aussätzige behandelt wurde. Danach begrub man sie auf dem Ehrenfriedhof in Warschau.⁶⁵ Ihr Sohn starb bald darauf in Wien. Von den Freunden lebt niemand mehr. Justyna hat selten über persönliche Dinge gesprochen. Schweigen war ihr nach all den Jahren der Illegalität und des Widerstandes zur zweiten Natur geworden. Oft habe ich mich gefragt, woher sie die Kraft für ein solches Leben hatte.

Von alledem wußten wir damals natürlich nichts. Für mich verkörperte Justyna die Polen schlechthin. Sie würde über diese Vorstellung lachen, ausgerechnet sie, die Jüdin . . . Und dennoch war sie es, die als erste meine bisherigen Vorstellungen von „den Polen“ korrigierte und zwar so, daß ich mich schämte. Sie war hochgebildet, sprach mehrere Sprachen, mit den Polen polnisch, mit ihrem Sohn französisch und mit uns deutsch, daß man es hätte für ihre Muttersprache halten können. Sie kannte die deutsche Literatur und die deutsche Geschichte besser als wir. Sie zitierte Kant und Nietzsche wie Marx und Engels. Als ihre Freundin Anna Seghers Warschau besuchte, kam sie mit ihr ins Lager zu den Kriegsgefangenen.

Justyna stand dafür, daß alles, was wir über die Polen zu wissen glaubten, über „die Polacken“ (was nur im Deutschen ein Schimpfwort ist), Dummheit war. Sie stand für die polnische Intelligenz. Dazu hatte sie den Charme einer echten Polin, war immer geschmackvoll gekleidet, dezent geschminkt und wenn sie aus dem Zimmer ging, blieb ein Hauch von Paris zurück.

Die Begegnung mit diesen drei Menschen war es in hohem Maße, die die Veränderungen in meinem Leben bewirkten. Die Hochachtung für den Antifaschismus von Karl Wloch, der Respekt vor der Geschichte von „Elsa“ und die Erfahrung und die Bildung von Justyna haben meine politische „Umerziehung“ nachhaltiger beeinflußt als alle Bücher, die ich später gelesen habe. Sie haben dem Antifaschismus für mich ein menschliches Gesicht gegeben.⁶⁶

⁶⁴ Justyna Sierp arbeitete für das in die Illegalität getriebene Politbüro der Kommunistischen Partei Polens (KPP), das seit 1936 (nach Berlin und Kopenhagen) seinen Sitz in Paris hatte. Dort war sie unter dem Generalsekretär des ZK, Julian Leński-Leszczzyński, und den Politbüro-Sekretären Julian Próchniak und Jan Paszyn im Sekretariat für Fragen der Kommunikation und Technik verantwortlich. Leński-Leszczzyński und Próchniak wurden nach der Auflösung der KPP durch Stalin 1938 wie der größte Teil der in der Sowjetunion befindlichen KPP-Führung ermordet. Siehe: Henryk Cimek/Lucjan Kieszczczyński, *Komunistyczna Partia Polski 1918–1938* (Kommunistische Partei Polens 1918–1938), Warszawa 1984, S. 414; *Historia Polskiego Ruchu Robotniczego 1918–1939* (Geschichte der polnischen Arbeiterbewegung 1918–1939), Bd. 3, Warszawa 1988, S. 608.

⁶⁵ Powązki-Friedhof.

⁶⁶ H. Kant hat sein Buch „Der Aufenthalt“ Edda Tennenbaum und Justyna Sierp gewidmet.

Redakteur der „Brücke“

Der politische Lehrgang, den ich drei Wochen hindurch mit Interesse und wachsender Zustimmung besucht hatte, ging in der letzten Septemberwoche mit einer Abschlußfeier zu Ende. Ich hatte wieder die Aufgabe, für die „Freie Meinung“ darüber zu berichten. Neben den Lehrgangsteilnehmern und den Funktionären des Lagers waren auch polnische Gäste anwesend, unter ihnen Edda und Justyna und ein Oberst, von dem man sagte, daß er in Spanien auf seiten der Republik gekämpft hat.

Die Teilnehmer des Lehrgangs hatten ein Programm vorbereitet, das, wie in solchen Fällen üblich, mit einem ersten Teil begann, den ich in meinem Bericht einen „eindrucksvollen“ nannte, in dem sich „der Geist, der in dieser Gemeinschaft des Lehrgangs herrschte“, spiegelte. Ein Sprecher dankte den Lehrern und Referenten und den polnischen Behörden, „daß es uns möglich war, diese Wochen, fern von unseren Arbeitsstellen, zu unserer eigenen Schulung zu verwenden.“ Und er versprach, „nach den hier erworbenen Erkenntnissen zu handeln.“ So jedenfalls stand es in meinem Bericht. Dann „leitete das Lagerorchester zum heiteren Teil des Abends über.“ Ein politisch-satirischer Sketch über einen imaginären Verfassungsvorschlag für Westdeutschland wurde aufgeführt, die „fünf Grubenspatzen“ ernteten mit ihren Liedern reichlich Beifall, und, wie bei jeder Schulabschlußfeier, wurden die Lehrer und Referenten milde auf die Schippe genommen.

Schon einige Tage, bevor der Lehrgang zu Ende ging, hatten mit allen Teilnehmern Gespräche über ihren weiteren Einsatz stattgefunden. Für mich war etwas Besonderes vorgesehen. Meine Beiträge in der „Freien Meinung“ hatten die Leitung, insbesondere wohl Karl Wloch, auf die Idee gebracht, daß ich für eine Tätigkeit in der Redaktion der „Brücke“ geeignet sei. Offenbar war hier eine Stelle vakant. Zwei Redakteure waren ausgeschieden, weil sie, wie man munkelte, versucht hatten, „Propagandameldungen für den Westen“ ins Blatt zu schmuggeln. Entweder waren diese Beiträge nicht erschienen, oder aber sie waren mir in ihrer Gefährlichkeit nicht aufgefallen.⁶⁷

Nun ging ich jeden Morgen, wenn die anderen zur Arbeit antraten, in die Redaktion. Zwei nur wenig ältere Gefangene, die selbst noch dabei waren, den Journalismus zu erlernen, wiesen mich in die Tätigkeit eines Redakteurs ein. „Die Brücke“ war als Zeitung der deutschen Kriegsgefangenen in Polen erstmals im Mai 1948 erschienen. Die erste Ausgabe noch primitiv auf gelblichem Papier hektografiert, zeigte auf dem Titelbild eine ganzseitige Grafik, den Bau einer Brücke. Die Redaktion schrieb dazu: „Wir schlagen die Brücke. Dem

⁶⁷ K. Wloch berichtet darüber folgendermaßen: „Zwei getarnt arbeitende, anglo-amerikanisch eingestellte Kriegsgefangene glaubten in die Spalten der Brücke Propagandameldungen für den Westen einschmuggeln zu können. Sie wurden in breiter Diskussion entlarvt, zum freiwilligen Rücktritt veranlaßt und durch zwar redaktionell schwächere, aber politisch zuverlässigere jüngere Funktionäre ersetzt.“ (Bericht, 10.9. 1949, S.9).

Bild der Brücke verpflichtet, sollen diese Blätter sowohl eine Brücke sein zwischen uns und dem polnischen Volk, zwischen uns und der Heimat als auch zwischen den einzelnen Lagern.“ Damit war der Dreiklang angestimmt, der in allen Ausgaben zum Grundthema der Zeitung wurde. Ab Nummer zwei kam „Die Brücke“ in einer Auflage von 4 000 Exemplaren im Berliner Format heraus, zunächst mit sechs Seiten, später mit zwölf und einmal mit 16 Seiten. Insgesamt erschienen zwischen Mai 1948 und August 1949 25 Ausgaben.

Als ich in die Redaktion kam, erschien die Zeitung schon mit acht oder zwölf Seiten und ziemlich regelmäßig alle 14 Tage. Die Herausgabe einer solchen periodischen Zeitung war ganz sicher eine Idee von Karl Wloch gewesen, der vom Journalismus kam und immer, auch unter den widrigsten Umständen in der Nazizeit, versucht hatte, seine politischen Überzeugungen mittels einer Zeitung zu verbreiten. Unter den verantwortlichen Leuten in Warschau hatte er für diesen Plan Verbündete gefunden. Sie übernahmen die materielle Seite des Unternehmens, was in Polen 1948 sehr viel bedeutete, und ließen Wloch mit seinen Kriegsgefangenen arbeiten. Das war erstaunlich genug, denn das Maß der Übereinstimmung zwischen der SED und den polnischen Genossen war damals längst nicht so groß,⁶⁸ wie es uns erschien und wie es in der Öffentlichkeit dargestellt wurde. Für die Polen ein verlässlicher Partner, war Wloch für uns Redakteure eine uneingeschränkte Autorität. Er war zugleich verständnisvoller Lehrer und verantwortlicher Redakteur. Das Impressum teilte nur mit, daß die Zeitung von deutschen Kriegsgefangenen in Polen redigiert und gedruckt wurde.⁶⁹

Meine Aufgabe bestand zunächst darin, aus Berliner Zeitungen, Ostberliner natürlich, Meldungen herauszuschneiden und aufzukleben. Wenn es sich anbot, sollten sie für die spezielle Leserschaft der „Brücke“ etwas bearbeitet werden. Das sah meistens so aus, daß ich aus langen Artikeln kurze machte und sie vielleicht noch mit einem Schwänzchen versah, das auf die Aufgaben der Kriegsgefangenen einging. Aber das war selten. Dafür hatten wir andere Rubriken. Die Leserbriefe zum Beispiel, das heißt die Zuschriften aus den Lagern, die vorwiegend von den Obleuten geschrieben waren und die regelmäßig unter der gezeichneten Zeile „Von Lager zu Lager“ erschienen. Auch die mußte ich bearbeiten, kürzen und mit einer passenden Überschrift versehen. Ich war im Begriff, einen richtigen Beruf zu erlernen. Aber ich empfand es nicht so. Ich sah meine Arbeit als einen politischen Auftrag.

⁶⁸ Hier liegt nach der Öffnung der Parteiarchive in Berlin und Warschau noch eine große Aufgabe der zeitgeschichtlichen Forschung.

⁶⁹ An anderer Stelle schreibt Gebhardt ergänzend, daß die Zeitung „unter Verantwortung der polnischen Arbeiterpartei“ erschien und „daß die politische Verantwortung tragenden polnischen Stellen nie versuchten, aus der ‚Brücke‘ eine Zeitung mit vorwiegend polnischer Problematik zu machen. Sie sahen von Anfang an in der ‚Brücke‘ eine deutsche Zeitung, bei der die nationalen Probleme Deutschlands im Mittelpunkt stehen mußten. . . . die Heimkehrer . . . mit einem klaren Blick für die deutschen Realitäten auszurüsten“; siehe Gebhardt, *Rolle und Bedeutung*, S.25 und S.27 f.

In der Novemberausgabe erschien zum erstenmal ein gezeichneter Artikel von mir unter dem Kürzel „fred“, das ich mir für meine journalistische Arbeit ausgesucht hatte. Er war nur eine halbe Schreibmaschinenseite lang und stand unter einem Motto, das wir „Vom Sinn unserer Arbeit“ nannten. Er ließ kaum eine der Lösungen aus, die ich auf der Schule gehört hatte und nun glaubte, weitergeben zu müssen. Hier ein Auszug. „Nachdem unsere Heimat infolge des verbrecherischen Nazikrieges zerstört und verwüstet am Boden liegt, ist es die Aufgabe jedes einzelnen, sich mit seiner ganzen Kraft für ihren Wiederaufbau einzusetzen. Unser Beitrag ist unsere verstärkte Arbeit als Kriegsgefangene im demokratischen Polen . . . Von Kamerad zu Kamerad, von Kumpel zu Kumpel wollen wir eine Verständigung finden, die in den höchsten Stellen unserer Völker schon feste Wurzeln geschlagen hat . . . Mit jeder Tonne Kohle, die wir mehr fördern, schaffen wir soundso vielen deutschen Familien eine warme Stube und den Männern Arbeit in der Industrie. Durch unsere Bereitschaft zur Verständigung kommen wir einen Schritt näher zur Freundschaft zwischen unseren Völkern. Unsere Arbeit als Kriegsgefangene ist mehr und mehr eine Pionierarbeit der Völkerversöhnung geworden.“⁷⁰

Was hier wie aneinandergereihte Phrasen daherkommt, das war in diesem Herbst 1948 mein politisches Credo. Eine Erkenntnis in Thesen, die totale Vereinfachung, die Reduzierung der politischen Überzeugung auf wenige, ständig wiederholbare Feststellungen und Forderungen. Dazu gehörte die Erinnerung an die Folgen des Hitlerkrieges, die verstärkte Arbeit zur Wiedergutmachung in Polen und der Aufruf, über eine Verständigung am Arbeitsplatz zur Freundschaft mit Polen zu kommen, und dabei die Rolle der Kriegsgefangenen als Pioniere der Völkerversöhnung. Eine einfache, handhabbare Politik. „Die Brücke“ stand für diese Politik.

Ihrer erste selbstgewählte Aufgabe, eine Brücke zwischen den Kriegsgefangenen und der polnischen Bevölkerung zu sein, soweit sie miteinander in Berührung kamen, war zugleich ihre schwerste. Die angestrebte Freundschaft, von der viel die Rede war, blieb eine theoretische und natürlich eine politische. Es war eine Freundschaft zu den Gleichgesinnten, stets verbunden mit dem Bekenntnis zu den herrschenden Ideen und den gesellschaftlichen Verhältnissen in Polen. Regierungsfeindliche oder politisch abseits stehende Teile der polnischen Bevölkerung wie die katholische Kirche waren in diese Freundschaft nicht einbezogen.

Dennoch hat die „Brücke“ vielleicht manchen zum Nachdenken angeregt. Mit ihren regelmäßigen Informationen über polnische Geschichte und Kultur sowie über die Leistungen beim Wiederaufbau (jede Ausgabe hatte eine besondere Polenseite) hat „Die Brücke“ vielen Kriegsgefangenen geholfen, ihr vom Nationalismus geprägtes Polenbild zu korrigieren. Und der eine oder an-

⁷⁰ Die Brücke, Nr.11, zum 7.November 1948, 2. Beilage.

dere ist, wie „Die Brücke“ in ihrer letzten Ausgabe schrieb, „als Freund des neuen Polen geschieden.“⁷¹

Nicht weniger schwierig war die zweite Aufgabe, die sich „Die Brücke“ gestellt hatte, eine Brücke zwischen den Kriegsgefangenen und der Heimat zu schlagen. Hier geriet sie voll in die Schützengräben des Kalten Krieges. Nach den Jahren ohne Informationen über die Nachkriegsentwicklung in Deutschland wäre es dringend notwendig gewesen, ein reales Bild über die Veränderungen in beiden Teilen des Landes zu vermitteln. Doch dem standen nicht nur die ideologischen Positionen der polnischen Herausgeber und des deutschen Chefredakteurs entgegen, sondern auch der Ost-West-Konflikt, der schon keine Zwischentöne mehr zuließ.

In der Auseinandersetzung über die Zukunft Deutschlands stand „Die Brücke“ von Anfang an auf der Seite des Ostens. Sie vertrat die sowjetische Deutschlandpolitik und die von der SED und ihren Verbündeten vollzogenen gesellschaftlichen Veränderungen im Osten Deutschlands. Bei allen wichtigen politischen Ereignissen des Jahres 1948 und der ersten Hälfte des Jahres 1949, der Währungsreform, der Berlin-Krise und den Vorbereitungen zur Gründung der beiden deutschen Staaten, ergriff sie in zunehmend schärferen Tönen Partei.⁷²

Doch stellte sie sich auch der Diskussion. In zwei aufeinanderfolgenden Ausgaben setzte sich die Redaktion im Oktober/November 1948 mit kritischen Zuschriften auseinander. Die Kriegsgefangenen fragten: „Ist ‚Die Brücke‘ eine Brücke?“ Aus dem Arbeitslager der Grube Rokitnica schrieben Leser: „Dient es der Einheit Deutschlands, wenn in der ‚Brücke‘ alles, was im Osten geschieht, weiß und, was aus dem Westen kommt, schwarz gezeichnet wird?“ – „Die ‚Brücke‘ erweckt den Anschein, Sprachrohr der SED zu sein. Ist eine parteipolitische Bindung geeignet, eine Brücke zwischen uns zu schlagen?“ Und vermutlich christliche Kriegsgefangene stellten die Frage: „Wir wollen Frieden. Weithin sind Friedensparolen Kampfmittel der Parteien geworden. Ist nicht ‚Die Brücke‘ vor allem berufen, Frieden zu stiften, indem sie über den Geist echter Friedensgesinnung zu uns kommt?“⁷³

Die Redaktion bekannte sich in den Antworten zu den gesellschaftlichen Veränderungen im Osten Deutschlands, zur Bodenreform, zur Enteignung der Industriellen, und sie stand hinter der Politik der SED in der Deutschlandfrage, die mit ihren Forderungen nach Einheit Deutschlands, nach freien Wahlen, nach einem Friedensvertrag und dem Abzug der Besatzungstruppen weit hin auf positive Resonanz stieß.

⁷¹ Die Brücke, Nr. 25, August 1949.

⁷² Interessante Einschätzungen zu Tendenzen des „Sektierertums“, des „Revoluzzer-tums“, „falsche Einschätzungen der Sozialdemokratie, die nicht dazu angetan waren, die ehemaligen Sozialdemokraten in den Lagern zu gewinnen“, und andere „Erscheinungen der Enge“ bei: Gebhardt, Rolle und Bedeutung, S. 36–39.

⁷³ Die Brücke, Nr. 10, Ende Oktober 1949, und Nr. 11, zum 7. November 1948, hier S. 10.

Schließlich hatte „Die Brücke“ noch eine dritte Funktion. Sie sollte eine Brücke von Lager zu Lager schlagen. Das war für viele Leser die wichtigste Seite. Hier erfuhren sie etwas, das nicht in den Zeitungen stand, die sie aus Deutschland (Ostdeutschland natürlich) bekamen: wie es in anderen Lagern aussah, wie die Gefangenen dort lebten und was sie zu berichten hatten. Das gab ihnen das Gefühl, nicht mehr allein und isoliert der polnischen Verwaltung ausgeliefert zu sein. Zudem fanden sie hier Anregungen für die Gestaltung ihrer Freizeit und Hilfe bei der Durchsetzung ihrer inzwischen von oben geregelten Rechte.

Hauptsächlich aber dienten diese Seiten dem Erfahrungsaustausch über die Arbeit, den Berichten über Erfolge bei der Steigerung der Kohleförderung oder beim Aufbau in Warschau. So fanden Arbeitswettbewerbe von Lager zu Lager statt, „Warschauer-Wiederaufbau-Tage“, in denen nach der regulären Arbeitszeit gemeinsam mit polnischen Arbeitern oder nur von Kriegsgefangenen Sonderschichten geleistet wurden. Einen Anlaß gab es immer: „Zu Ehren des Polnischen Vereinigungs-Parteitages“ – „Für die streikenden französischen Bergarbeiter“ oder „Zum 5. Jahrestag der polnischen Volksdemokratie“. „Die Brücke“ schrieb über Verbesserungsvorschläge in der Produktion, über Erfindungen deutscher kriegsgefangener Ingenieure und über Arbeitswettbewerbe von Lager zu Lager.

Nachdem die Mehrheit der Kriegsgefangenen entlassen worden war, stellte „Die Brücke“ im August 1949 ihr Erscheinen ein. Die letzte Ausgabe hielt Rückblick auf die Zeit der Kriegsgefangenschaft, insbesondere des letzten Jahres. Sie wurde durch eine sechsstellige illustrierte Beilage mit Bilddokumenten aus den Lagern und von den Heimkehrer-Transporten erweitert, in einer Auflage von 40000 Exemplaren gedruckt und allen ehemaligen Kriegsgefangenen von Warschau aus an die Heimatadressen nachgeschickt.

Ich blieb in der Redaktion bis zum Schluß und lernte von Karl Wloch und den anderen Redakteuren auf ziemlich unorthodoxe Weise den Beruf des Journalisten, den ich danach über vierzig Jahre in verschiedenen Redaktionen ausgeübt habe. Die Warschauer Redaktion der „Brücke“ ist mir immer lebendig in Erinnerung geblieben. Vielleicht werden sich Pressehistoriker einmal näher mit dieser Zeitung beschäftigen, die – ungewöhnlich genug – drei Jahre nach dem Ende des Krieges in Warschau in deutscher Sprache erschienen ist, zu einer Zeit, als es in Polen noch offiziell verboten war, in der Öffentlichkeit deutsch zu sprechen.⁷⁴

⁷⁴ Siehe zuletzt noch die Wiedergabe eines vertraulichen Erlasses für die Wojewodschaft Kattowitz vom Wojewodschaftskomitee der PPR (Polnische Arbeiterpartei) vom 2.8. 1947, in: *Polityka*, Nr.2, 13.1. 1996, in dem es u. a. heißt: „Ein Individuum, das an einem öffentlichen Ort deutsch spricht, ist pflichtgemäß festzunehmen und zum nächsten Posten der Bürgermiliz (MO) oder des Sicherheitsamtes (UB) bzw. der allgemeinen Staatsverwaltung (Landratsamt, Stadtverwaltung) abzuführen.“

Schließlich war die Redaktion der „Brücke“ eine Schule für die dort tätigen Redakteure, die nach ihrer Entlassung ausnahmslos leitende Positionen in der DDR-Presse besetzten.⁷⁵

Schwarze Kunst

Als Mitarbeiter der Redaktion bekam ich nun eine andere Unterkunft. Ich zog in eine kleinere Baracke, in der die Lehrer und die Funktionäre der Selbstverwaltung wohnten, alle in meinem Alter. Es war ein freundlich gestrichenes Barackenzimmer, in der Mitte zwei Tische, mit der Breitseite gegeneinander gestellt, auf denen sich Zeitungen und alle möglichen Papiere türmten, die nur zum Essen beiseite geschoben wurden. An der Wand standen die Betten, die hier nur zweistöckig waren. In der Ecke war ein Ofen, und selbst ein Radio gab es, mit dem wir den Berliner Rundfunk hören konnten und manchmal auch den RIAS, wenn Rita Paul oder Bully Bulan sangen.

Wir hatten die Möglichkeit, abends noch zu lesen, und wir konnten das Licht brennen lassen, so lange wir wollten. Meistens aber wurde bis in die Nacht diskutiert, über Gott und die Welt, über die Urgesellschaft und den vollendeten Kommunismus (und was kommt danach?), über Antisemitismus, Religion und Vaterland, über Picasso und die „entartete“ Kunst. Darüber besonders, denn wir hatten nach langem Sträuben ein Bild von Picasso im Zimmer aufgehängt, einen billigen Druck einer Französin. Es gefiel zunächst niemandem, doch als Karl Wloch uns beschimpfte, daß wir noch immer auf dem Standpunkt der Nazis stünden, die diese Bilder als „entartete“ Kunst verfolgt hatten, wollten wir das nicht auf uns sitzen lassen. Mit der Zeit gewöhnten wir uns an das Bild

⁷⁵ Im „Epilog“ seines Manuskripts weist dessen Autor auf ein Treffen ehemaliger Redakteure der „Brücke“ und Mitarbeiter der Selbstverwaltung der deutschen Kriegsgefangenen in Polen aus Anlaß des 70. Geburtstags von Karl Woch im August 1975 in Ost-Berlin und die berufliche Funktion der Anwesenden nach 1949 hin: Horst Anspach (Obmann in Gleiwitz) – Leitender Mitarbeiter in der Liga für Völkerfreundschaft der DDR; Willi Balz (Obmann im Grubengebiet) – Stellvertretender Direktor des Kultur- und Informationszentrums in Budapest; Wolfgang Bendix (Obmann in Gleiwitz) – Mitarbeiter der Liga für Völkerfreundschaft und zeitweiliger Direktor des Kultur- und Informationszentrums in Warschau; Harri Czepuck (Redakteur der „Brücke“) – Vorsitzender des Journalistenverbandes der DDR; Manfred Gebhardt; Horst Gläser (Mitarbeiter der Selbstverwaltung in Warschau) – Oberst i. R. und Vorsitzender der Gewerkschaft der Zivilangestellten der Nationalen Volksarmee; Professor Heinrich Heitsch (Kriegsgefangener im Offizierslager Sikawa) – Generalmajor der NVA; Hermann Kant (Seminarleiter an der Zentralschule in Warschau) – Schriftsteller; Werner Land (Leiter der Selbstverwaltung in Warschau) – Korrespondent des ADN in Südamerika, vorher mehrere Jahre Korrespondent in Warschau; Alwin Mahrhold (Mitarbeiter der Selbstverwaltung in Warschau) – Oberstleutnant der NVA; Kurt Reetz (Obmann im Offizierslager Sikawa) – Journalist im Verlag „Die Wirtschaft“ in Berlin; Hans Reitzig (Leiter der Zentralschule der Kriegsgefangenen in Warschau) – Justitiar bei der HO Bezirksdirektion; Martin Tippner (Obmann im Grubengebiet) – Direktor des DDR-Kulturzentrums in Helsinki.

und fanden Gefallen daran, so daß wir noch andere Werke moderner Maler kennenlernen wollten. Aber als wir endlich soweit waren, standen in Moskau gerade wieder einmal die Forderungen des sozialistischen Realismus auf der Tagesordnung. Auch Picasso fiel nun unter das Verdikt „Formalismus in der Kunst“. Und das war fast so schlimm wie „entartete Kunst“. Das Bild mußte weg. Es wurde abgenommen und durch eine Stalin-Fotografie ersetzt, die den Führer des Weltproletariats pfeiferauchend darstellte.

Die Übersiedlung in den Kreis der Aktivisten empfand ich als einen gesellschaftlichen Aufstieg. Ich lebte unter Gleichgesinnten, unter Gleichaltrigen, die alle Suchende waren und ihre geistige Regsamkeit in nächtelangen politischen Diskussionen umsetzten. Ich war in die neue Elite aufgerückt.

Die Arbeit in der Redaktion machte mir Spaß. Zum erstenmal nach all den Jahren hatte ich wieder eine geistige Tätigkeit, in die ich hier und da auch etwas von meiner halbvergessenen Schulbildung einbringen konnte. In der ersten Zeit fiel es mir schwer, mich auf ein Thema zu konzentrieren und meine verworrenen Gedanken in klaren Worten auszudrücken. Die ersten Artikel, die ich schrieb, zeigen die Unbeholfenheit, die Flucht in angelernte Phrasen und aufgeschnappte Formulierungen.

Alle Artikel mußten Karl Wloch vorgelegt werden, der, wenn er in Warschau und nicht auf Reisen durch die Grubenlager war, jeden Tag in die Redaktion kam. Dann betrachtete er sich unsere Werke, nahm seine Brille ab und befand: „Das ist schon ganz gut, aber . . .“ Und das bedeutete, daß es in seinen Augen überhaupt nicht gut war, bestenfalls gut gemeint, was gewöhnlich das Gegenteil von gut ist. Mit wichtigen Themen, die ins nächste Blatt sollten, beauftragte er mehrere Redakteure zugleich. Der beste Beitrag, oder der, den er für den besten hielt, wurde dann gedruckt. Die anderen galten als Übungsarbeiten.

Da die Zeitung im Gefängnis Mokotów gesetzt und gedruckt wurde, das am anderen Ende der Stadt lag, mußte, wenn alle Beiträge fertig waren, jemand aus der Redaktion nach Mokotów zum Umbruch und zur Ausführung der Korrekturen. Ende November sollte ich zum erstenmal, gemeinsam mit einem Redakteur, diese Aufgabe übernehmen. Ich bekam eine Przepustka, einen Passierschein, der mir erlaubte, mich frei und ohne Posten in der Stadt zu bewegen. Am Morgen, gleich nach dem Frühstück, gingen wir los, Manuskripte, Korrekturfahnen und Umbruchskizzen in einer Aktentasche, die zur Ausstattung der Redaktion gehörte.

Unser Weg führte uns durch das ehemalige Ghetto, dessen Anblick mir immer wieder Schauer über den Rücken laufen ließ. An diesem Morgen aber war ich so aufgeregt, daß ich das mich umgebende Grauen kaum wahrnahm. Auch als wir wieder in bewohnte Straßen kamen, blieb ich ziemlich still. Ich war voll und ganz mit meiner neuen Situation beschäftigt. An jeder Straßenkreuzung blieb ich stehen und sah mich um, wo denn um Himmelswillen der Posten bliebe. Ich konnte es noch immer nicht fassen, daß ich ohne Bewachung durch die fremde Stadt laufen sollte. Die Jahre im Lager, in denen ich keinen Schritt ohne Bewachung gehen durfte, waren mir so in Fleisch und Blut über-

gegangen, daß ich mich ohne Posten ganz unsicher fühlte. Plötzlich war ich ganz auf mich allein gestellt. Mein Begleiter fragte, was los sei. Ich antwortete: „Nichts“ und ging weiter. Doch irgendwo im Unterbewußtsein blieb die Angst, etwas Gefährliches, etwas Verbotenes zu tun. Die plötzliche Freiheit hatte mich nicht froh gemacht, eher unsicher.

Auf der Aleje Jerozolimskie herrschte zu dieser Zeit schon reger Betrieb, in der Marszałkowska, der Hauptstraße im Zentrum, waren die Geschäfte geöffnet, Menschen saßen im Cafe, Straßenbahnen fuhren lärmend die breite Straße entlang, und ich kam mir vor, als ginge ich durch einen Film. Nach einer Stunde erreichten wir Mokotów. Das Gefängnis war ein großer roter Backsteinbau. Neben einem breiten Eisentor befand sich eine Klingel. Ein Posten öffnete und führte uns wortlos über den Gefängnishof zur Druckerei, die in einem der oberen Geschosse lag. Ich war zum erstenmal in einem Gefängnis. Die eisernen Treppen und Gänge, auf denen die Schritte des Postens hallten, die eisernen Türen, hinter denen Menschen mit einem ungewissen Schicksal festgehalten wurden, aus welchen Gründen auch immer, waren mir unheimlich. An den kahlen Backsteinwänden brach sich jedes Wort. Es roch nach Kohlsuppe und nach menschlichen Ausdünstungen. In diesem Moment empfand ich die Jahre, die ich im Grubenlager verbracht hatte, beinahe als einen Vorzug. Immerhin hatten wir in Oberschlesien Luft, wenn auch keine gute, Sonne, Wind und Regen. Und Arbeit, auch wenn sie schwer und dreckig war.

Am Ende eines langen Ganges lag die Druckerei. Es war ein großer Saal, in dem mehrere Gefangene in grauer Gefängniskleidung und ein paar Zivilisten arbeiteten. An der Tür saß ein Posten, der mit offenen Augen vor sich hindämmerte. Wozu hätte jemand hier weglaufen sollen, er wäre doch nicht weit gekommen. Aber daß ich darüber nachdachte, zeigte, daß ich in der Welt der Gefangenen lebte.

Mein Begleiter steuerte zielstrebig auf eines der Pulte zu, an dem ein Mann von Mitte Vierzig auf uns wartete. Es war ein Gefangener, der hier unter dem Verdacht saß, Kriegsverbrechen in Polen begangen zu haben. Ihm wie uns war es verboten, darüber zu reden. Wir wußten nicht, ob es stimmte, was man ihm vorwarf, aber wir trauten ihm nicht. Und er wußte, was wir in der „Brücke“ schrieben, und traute uns nicht. Er sagte, er hieße Hans, und das genügte. Unsere Gespräche beschränkten sich auf die Arbeit, die Korrekturen, die wir mitgebracht hatten, und die Seiten, an denen er arbeitete. War er wirklich ein Kriegsverbrecher? So sah er nicht aus, aber woran erkennt man sie schon? Daß jemand ganz unschuldig im Gefängnis eines sozialistischen Staates einsitzt, konnte ich mir zu dieser Zeit nicht vorstellen. Ich habe nie erfahren, wer er wirklich war. Hans war von gleichbleibender zurückhaltender Freundlichkeit und Zuverlässigkeit. Man spürte, daß er die Arbeit in der Druckerei als ein Privileg betrachtete, das er auf keinen Fall gefährden wollte. Hier erfuhr er etwas aus der Welt und aus der Heimat, und er hatte eine Tätigkeit, die ihm den Gefängnisalltag erträglicher machte.

Für uns war Hans der Setzer und Metteur. Er stand am Setzkasten und holte mit schnellen Griffen und ohne hinzusehen die Buchstaben aus den kleinen Kästen. Damit setzte er Buchstaben für Buchstaben, Wort für Wort, Zeile für Zeile, die gesamte Zeitung. Fünfzig Buchstaben waren eine Zeile, fünfhundert eine kleine Nachricht, zehntausend eine Seite und hunderttausend die ganze „Brücke“. Hunderttausendmal in den Kasten greifen und aus dem richtigen Fach den richtigen Buchstaben ziehen. Die Größe der Buchstaben war unterschiedlich. Ich lernte, daß sie nach Punkten gezählt werden, und da ich immer auch eine Vorliebe für Zahlen hatte, merkte ich mir die Größen: 10 Punkt hieß „Korpus“, 9 Punkt „Borgis“, 8 Punkt „Petit“. Die Hauptartikel wurden in diesen Größen gesetzt. Es gab aber auch noch kleinere. In 7 Punkt, „Colonel“, erschienen die Kulturnachrichten und mancher Leitartikel, wenn der Autor glaubte, daß man ihn nicht mehr kürzen könne, was in jedem Fall ein Irrtum war. Und die Rubrik „Suchdienst“, die Suchmeldungen nach vermißten Soldaten veröffentlichte, war gar in 6-Punkt-Schrift gedruckt, die Namen halbfett. Hans und seine beiden Mitgefangenen, die in der anderen Schicht arbeiteten, hatten eine bewundernswerte Perfektion entwickelt. Die fertigen Artikel wurden mit einem Schwamm angefeuchtet und mit Bindfaden zusammengebunden, so daß kein Buchstabe herausfiel. Dann wurde auf einer Druckpresse ein Abzug angefertigt, auf dem wir unsere Korrekturen anbringen konnten.

Bis zur Fertigstellung einer Ausgabe mußten wir mehrmals den Weg in die Druckerei machen. Wir brachten die korrigierten Abzüge und die neuen Manuskripte und nahmen die fertigen Korrekturfahnen mit in die Redaktion. Gedruckt wurde die Zeitung ebenfalls hier im Gefängnis, aber damit hatten wir nichts zu tun. Hans und seine Kollegen aber waren bis zum Beginn der nächsten Ausgabe damit beschäftigt, die Buchstaben wieder abzulegen, jeden in das richtige Fach.

Immer, wenn ich später meinen Kollegen von meiner ersten Begegnung mit der schwarzen Kunst erzählte, sahen sie mich an, als ob ich Gutenberg noch persönlich gekannt hätte. Ich aber hätte mir damals nicht vorstellen können, daß eine Zeitung anders hergestellt werden könnte. „Die Brücke“ ist, wenn auch nicht immer auf den Tag genau, so doch ziemlich pünktlich zweimal im Monat erschienen, in einer sauberen Typographie, einer der Zeit entsprechenden Gestaltung und mit weniger Druckfehlern als heutzutage jede hauptstädtische Tageszeitung.

Herbstgedanken

Dieser Herbst 1948 hatte meinem Leben eine neue Richtung gegeben. Der Wandel hatte sich in drei Jahren Lagerhaft vorbereitet. Nun war er vollzogen. Es war ein langer und schwieriger Weg gewesen. Daß es letztlich dann in wenigen Wochen geschah, änderte nichts daran. Nach den Jahren totaler politischer Abstinenz hatten diejenigen, die uns die neue Lehre vermittelten, den ersten

Zugriff. Sie füllten ein Vakuum in den Köpfen, und was sie sagten, schien mir logisch und schlüssig zu sein. Die Folgen der Ideologie, in der ich erzogen war, lagen in Warschau sichtbar und greifbar vor mir: Gräber und Ruinen! Die Alternativen schienen höchst einfach und plausibel: Zerstörung oder Aufbau, Völkermord oder Völkerfreundschaft, Krieg oder Frieden. Dazu kamen: Nationalismus oder Internationalismus, Hitlerdiktatur oder Volksdemokratie. Zwischen diesen Paaren galt es, sich zu entscheiden. Und je klarer die Alternativen, desto leichter die Entscheidung.

Wir sangen das Lied von dem Frieden auf Erden, das Lied von der glücklichen Welt. Und „Jugend aller Nationen, uns vereint gleicher Sinn, gleicher Mut. Wo auch immer wir wohnen, unser Glück auf dem Frieden beruht. . .“ Neue Werte bestimmten mein Denken, neue Lieder, neue Vorbilder, neue Ziele.

In diesem Herbst 1948 war auch mein Vater wieder nach Hause gekommen. In einem der ersten Briefe, die ich in Warschau erhielt, berichtete mir meine Mutter von seiner Rückkehr. Sie schrieb weder, wo er gewesen war, noch, was er durchgemacht hatte. Nur, daß er nicht ganz gesund sei und noch zu einer Kur fahren müsse. Ich war so mit meinem neuen Leben in Warschau beschäftigt, daß ich mich damit zufriedengab. Erst viel später erfuhr ich, was wirklich geschehen war.

Die Russen hatten ihn, gleich nachdem sie unser Dorf im Sommer 1945 besetzt hatten, verhaftet und ohne weitere Untersuchungen in das NKWD-Speziallager nach Mühlberg an der Elbe verschleppt. In der Nazizeit war er in unserem Dorf Zellenleiter der NSDAP gewesen, eine vergleichsweise kleine und unbedeutende Funktion, die im Russischen, wo die bolschewistische Parteizelle einen hohen Rang hatte, ganz anders klang. In Mühlberg, in der Außenstation des Archipel Gulag, sollten nun die ehemaligen Nazis, Schuldige und Mitläufer, „entnazifiziert“ und umerzogen werden. Jeder dritte hatte diese „Umerziehung“ nicht überlebt; sie starben an Hunger, Mangelkrankheiten und Seuchen. Mein Vater hatte überlebt, aber er war als kranker Mann zurückgekommen mit dem zynischen Vermerk: „Als unschuldig entlassen“. Der Arzt stellte Herzmuskelschwäche und offene Tuberkulose fest.

Von alledem erfuhr ich erst viel später, und dann erst wurde mir das Paradoxe unserer damaligen Situation bewußt. Er kehrte zur gleichen Zeit nach dreijähriger Tortur in Stalins Lager nach Hause zurück, als ich mich für Stalins Politik entschied. Ich stand auf der anderen Seite. Dabei liebte ich meinen Vater. Er war immer mein Vorbild gewesen mit seiner Ehrlichkeit, seiner Disziplin, seinem Fleiß und seinem leisen Humor. Ich wußte, daß er keiner Handlungen fähig war, für die man einen Menschen hätte verurteilen müssen – was ihm übrigens auch von den neuen Machthabern im Dorf bescheinigt wurde.

Ich habe mich später oft gefragt, ob mein Leben anders verlaufen wäre, wenn ich im Herbst 1948 von seinem Schicksal gewußt, wenn ich die Zustände in den sowjetischen Lagern gekannt hätte? Doch das ist eine der Fragen, die im nachhinein nicht zu beantworten sind, eine von der Art „Was wäre

wenn. . .“ Das Leben schafft Realitäten, und es läßt keine nachträglichen Radierungen zu.

Mein Vater hat auch später kaum etwas über seine Zeit im Lager erzählt. Nicht, oder zumindest nicht in erster Linie, weil alle, die überlebt hatten, vergattert wurden, über ihre Erlebnisse im Lager zu schweigen. Er wollte mich nicht in Gewissenskonflikte stürzen. Er respektierte meine Überzeugung, ohne daß er sie letztlich billigte. Und er hat wohl auch gespürt, daß ich von meinem Weg nicht abzubringen war. Und hätte ich ihm denn geglaubt, wenn er mir die ganze Wahrheit über das Lager erzählt hätte? Wäre ich damals überhaupt bereit gewesen, Informationen, die nicht in mein Weltbild paßten, zur Kenntnis zu nehmen? Und wenn, dann hätte ich es als eine Einzelercheinung angesehen, einen Irrtum vielleicht, niemals aber als ein Merkmal des Systems.

Daß unsere Beziehung an alledem nicht zerbrach, daß wir uns über dreißig Jahre bis zu seinem Tode ein respekt- und liebevolles Verhältnis bewahrten, ist in erster Linie seiner Toleranz und seiner Freundlichkeit zu verdanken. Aber Toleranz und gegenseitige Achtung mußten wohl auf beiden Seiten vorhanden sein.

„Ich bleibe . . .“

An einem Abend – es kann schon November gewesen sein – wurden wir, die Aktivisten, in die Świetlica gerufen. Karl Wloch war gerade aus Berlin zurückgekommen und wollte uns sprechen. Es war so ein Herbstabend, an dem man nicht gern aus dem Haus geht, auch wenn dieses Haus nur eine Baracke in einem Kriegsgefangenenlager ist. Von der Weichsel herüber blies ein kalter Wind, Regenschauer peitschten über die Lagerstraße.

Aber wenn Karl so plötzlich alle zusammenrief, mußte es schon dringend sein. In diesen Wochen hatten die Entlassungen begonnen. Die ersten Züge waren in Richtung Heimat gerollt, und wir warteten alle darauf, daß wir nach Hause fahren konnten. Wir wollten doch unser Wissen, das wir auf dem Lehrgang erworben hatten, in Deutschland anwenden, das Gesehene und Erlebte weitergeben.

In der Baracke wurde orakelt, was Karl wohl von uns wollte. Es lag etwas in der Luft, das fühlte jeder. In vier Jahren Gefangenschaft bekommt man eine Nase dafür. Aber was gab es, das so wichtig war? Wie immer, wenn er etwas Wichtiges zu sagen hatte, begann Karl damit, daß er die Brille abnahm und sich mit den Handflächen die Augen rieb. Er sprach betont langsam, so, als müsse er jedes Wort abwägen. „Ich muß eine ernste Geschichte mit Euch besprechen“, begann er seine Rede. „Diese Woche geht wieder ein Transport. Ich weiß, wir haben Euch versprochen, daß Ihr nach der Schule oder wenigstens noch in diesem Jahr nach Hause kommt. Doch die Sache ist so: Mit den ersten Zügen sind unsere besten Leute gefahren, die wenigen älteren Genossen, die schon vor 1933 in der Arbeiterbewegung waren. Sie fehlen uns, doch

die politische Arbeit muß weitergehen. Von keinem der Kriegsgefangenen kann es uns gleichgültig sein, wie er nach Hause kommt. Ob er noch das alte Denken in Kopf oder etwas vom neuen begriffen hat. Kurzum, ich möchte, daß einige von Euch hierbleiben. Bis der letzte Transport geht.“ Karl machte eine Pause. „Wann das sein wird, weiß ich nicht. Es kann ein Jahr dauern oder länger. Jeder soll sich selbst entscheiden.“

Wir wollten etwas sagen, aber was eigentlich? „Überlegt Euch die Sache bis morgen“, sagte Karl. „Und wer bereit ist zu bleiben, sagt mir morgen Bescheid.“ Wir wollten gehen. „Ach ja, da ist noch was. Im Grubengebiet haben einige Pfarrer erklärt, daß sie bis zuletzt bleiben und selbst das Lagertor abschließen wollen. Das hat auf die Leute einen großen Eindruck gemacht. Na, also dann, bis morgen.“

„Gute Nacht, bis morgen. . .“ Ich lag auf meinem Strohsack, an Schlaf war nicht zu denken. In der Baracke war es verdächtig still. Jeder war mit sich selbst beschäftigt. Vieles ging mir in dieser Nacht durch den Kopf. Ich wurde im Januar 22 und hatte noch keinen Beruf. Meine Schulbildung war mit den Logarithmen abgebrochen, und mit der Übersetzung des „Gallischen Krieges“ war ich nicht zu Ende gekommen. Ich hatte im Nachbardorf eine Freundin, die auf mich wartete und all die Jahre hindurch sonntags, wenn andere Mädchen tanzen gingen, meine Mutter besuchte. Was würde sie sagen, wenn ich kommen könnte und doch nicht kam? Und die Eltern, wie würden sie meinen Entschluß zu bleiben aufnehmen?

Es war das erste Mal, daß eine Entscheidung von dieser Tragweite von mir gefordert wurde. Bisher war mein Leben von Befehlen und Anweisungen geregelt gewesen. Und es war das erste Mal, daß die Worte von Frieden und Sozialismus, vom „Ruf der neuen Zeit“, die mir inzwischen locker von der Zunge gingen, Konsequenzen von mir forderten und ziemlich ernste. Ich wälzte mich auf meinem Strohsack. Vor einem Jahr, einem halben noch, hätte ich nicht lange nachdenken müssen. Ich wäre natürlich gefahren, so schnell es ging. Und was hatte sich geändert? Wieso ging ich am nächsten Morgen hin und sagte wie selbstverständlich: „Ich werde bleiben, solange ich gebraucht werde“?

Es sind übrigens alle geblieben, bis auf einen, der zu Hause schon Frau und Kinder hatte, die inzwischen herangewachsen waren und den Vater kaum noch kannten. Und warum blieben wir? Die Frage wurde mir später oft gestellt. Um das zu verstehen, muß man das ganze Umfeld sehen, in dem diese Entscheidung von uns gefordert wurde. Man muß die Zeit berücksichtigen, die Situation, in der wir uns befanden, den revolutionären Elan, der uns be-seelte, den unbändigen Drang, die Welt zu verändern. Dazu die suggestive Wirkung des Kollektivs, in dem keiner zurückstehen, keiner sich eine Blöße geben wollte. Mit dem Satz über die Pfarrer, die das Lagertor persönlich schließen wollten, hatte Karl uns am Portepée gepackt und eigentlich keine Wahl gelassen.

Um sich zu entscheiden wie wir, muß man wahrscheinlich Zwanzig sein, ausgerüstet mit der ganzen Begeisterungsfähigkeit der Jugend, ihrer Bedingungs-

losigkeit, der Absolutheit ihrer Entscheidungen, und erfüllt von einem Glauben, einer Idee, die jedes Opfer fordern kann. Die Frage, ob man von jungen Menschen, die sich in einer so extremen Situation befinden, wie es die jahrelange Isolierung in einem Gefangenenlager ist, eine solche Entscheidung abfordern darf, habe ich mir damals und auch später nicht gestellt. Es lag erst ein paar Jahre zurück, daß Menschen für ihre Überzeugung, die nun auch die unsere war, in den Tod gegangen waren. Was bedeuteten da schon ein oder anderthalb Jahre Gefangenschaft? Und da niemand von uns sich anders entschied, weiß ich nicht, ob es wirklich eine Alternative für uns gab und ob man uns hätte ziehen lassen.

Auch wenn es letztlich nicht so war, ich fühlte mich frei in meiner Entscheidung. Und später diente sie mir als Nachweis, daß mein politisches Leben nicht mit einem persönlichen Vorteil, sondern mit einem persönlichen Opfer begonnen hatte. Es vergingen danach noch vierzehn Monate, bis ich nach Hause fahren konnte. Doch ich empfand die Gefangenschaft nun nicht mehr so wie vorher. Es war mein freier Wille, daß ich blieb. Das unterschied mich von den anderen Kriegsgefangenen. Es hob mich aus der Masse heraus.

Briefe nach Jawiszowice

Im Oktober 1948 wurden auch die Bestimmungen über den Briefverkehr der Kriegsgefangenen gelockert, wenigstens im Warschauer Zentrallager. Wir mußten nun für unsere Briefe nach Hause nicht mehr die von der Gefängnisverwaltung herausgegebenen Vordrucke mit zwanzig punktierten Zeilen benutzen. Wir konnten von nun an ganz normale Briefe schreiben und empfangen, und auch ihre Zahl war nicht mehr begrenzt.

So schrieb ich Ende Oktober auch einen Brief an die alten Freunde in Jawiszowice, an Kurt und den Schneider. Ich berichtete ihnen über meine ersten Wochen in Warschau und über meine neue Arbeit in der Redaktion. Der Brief war freundlich, fast herzlich, und doch kam da schon ein fremder Ton hinein. Wohl erinnerte ich mich an die Stunden, die wir im Lager zusammensaßen und „über die liebe Heimat plauderten“, an „die stillen Abende, an denen wir unsere Runden durch das Lager drehten“ und an die Weihnachtstage in der Lagerschneiderei. Und auch das Bedauern darüber, daß „wir nun am Ende unserer Gefangenschaft noch auseinanderkommen mußten“, war ehrlich gemeint.

Wie ich aus meinem Brief entnehme, den ich fünf Wochen später, am ersten Dezember 1948, an die alten Kameraden im Grubenlager schrieb, nun schon in einer altmodischen Kursivschrift unserer Redaktionsschreibmaschine, hatten sie auf meine erste Nachricht nicht geantwortet. Vielleicht durften sie noch nicht so oft schreiben wie wir in Warschau? Das wäre ja möglich. Doch was hätten sie auch schreiben sollen? Interessierte es sie, was ich von meinem neuen Leben in Warschau berichtete, von meinen Wegen durch die Stadt und

von den neuen Freiheiten, die ich hier genoß? Wußten sie, ob ich mich für ihre Probleme noch interessierte, die immer noch dieselben waren? Konnten sie mich verstehen, wenn sie lasen: „Wir stecken hier bis über die Ohren in der Arbeit, und die Arbeit macht mir so viel Freude, daß es mir einmal ordentlich schwerfallen wird, von hier wegzugehen.“ Sprachen wir eigentlich noch die gleiche Sprache? Mußte es ihnen nicht wie ein Bericht aus der Zeitung vorkommen, wenn ich von „unserer großen Idee“ schrieb, von „der Sache, der ich nun diene“?

Der Brief schließt mit einem Satz, wie ich ihn später immer wieder von Politikern und Funktionären gehört und gelesen habe. „Wir ruhen nicht, und versuchen alles, was wir für Euch tun können.“ Da war es – vielleicht zum ersten Mal so deutlich – das „Wir“ und das „Ihr“. Hier sprach nicht mehr der Kumpel aus der Nachtschicht von Andreas 2, nicht mehr ein Gleicher unter Gleichen; hier sprach einer von da oben zu denen da unten. Und das Schlimmste war: Er spürte nicht, was die anderen deutlich empfanden – der gehört nicht mehr zu uns, auch wenn er glaubt, daß er etwas für uns tut, und es wirklich ehrlich meint.

Und es war ehrlich und gut gemeint, wenn ich ihnen ganz nebenbei einen Vortrag über Krieg und Frieden und über die „Hetze gegen Polen im Westen“ hielt, die nach meiner Ansicht „die Entlassung der Kriegsgefangenen verzögerte“. Und auch, daß mich dabei „eine leise Wut packt gegen das Gesindel“ und „wir ihnen eines Tages ihre Hetze zurückzahlen“ werden, war eine ehrliche Empfindung. Wie das geschehen sollte, darüber hatte ich mir noch keine Gedanken gemacht. Wie über vieles andere auch nicht.

Beim Lesen dieser fast 50 Jahre alten Briefe wird etwas von dieser Zeit wieder lebendig, ein wenig von dem, was in all den Jahren verschüttet und verdrängt gewesen war, worüber ich nie nachgedacht hatte und wohl auch nicht hatte nachdenken wollen. Wie es wohl kam, daß wir in wenigen Monaten einander fremd wurden, wo ich doch ihre Sache, ihre Interessen zu vertreten meinte? Wie mein vermeintlicher Aufstieg mich von denen entfernte, denen ich mich immer zugehörig fühlte?

Nach all den Jahren, in denen ich unauffällig, unscheinbar und unsicher in der großen anonymen Gemeinschaft der Kriegsgefangenen gelebt hatte, war ich nun in einen Kreis gekommen, der sich berufen fühlte, andere zu führen und zu erziehen. Aus der Überzeugung, die einzig richtige Politik zu vertreten, leiteten wir unseren Führungsanspruch ab. Wir fühlten uns im Einklang mit den Interessen der Mehrheit. Aber auch da, wo uns nur eine Minderheit folgte, bestimmte diese mehr und mehr den Ton in den Lagern. Ihr positives Beispiel verführte uns dazu, die schweigende Mehrheit zu übersehen, andere Stimmen zu überhören. Wir fühlten uns im Recht.

Auf unserer Seite waren die Begeisterungsfähigkeit der Jugend, der ehrliche Wille zur Wiedergutmachung, eine Art tätiger Reue, und die schnelle Überzeugungskraft der einfachen Erklärungen für komplizierte Probleme. Was machte es da, daß die Feinde von gestern die Freunde von heute waren? Wie sollte das Gegenteil des Bösen nicht einfach das Gute sein?

Die ersten Entlassungen

Im Herbst 1948 erschien in der West-Berliner Zeitung „Telegraf“ ein längerer Beitrag über die Kriegsgefangenen in Polen. Er war nicht nur in einer Polen gegenüber gehässigen Art geschrieben, sondern er enthielt auch eine Reihe Behauptungen, die zu dieser Zeit nicht mehr der Situation in den Lagern entsprachen. Wloch, der diese Zeitung las, berief sofort ein Meeting im Lager ein, auf dem der Artikel (oder waren es nur längere Auszüge?) vorgelesen wurde. Die erwartete Empörung blieb zwar aus, aber ohne Wirkung auf die Gefangenen blieb das Ganze nicht. Es war nicht schwer, ganze Passagen zu widerlegen und als „Hetze“ zu entlarven. Dabei ging es nicht nur darum, die Glaubwürdigkeit der westlichen Presse zu erschüttern, die im Lager ohnehin niemand zu lesen bekam. Es ging vielmehr darum, die Politik des Westens gegenüber Polen für die sich immer mehr verzögernde Entlassung der Gefangenen verantwortlich zu machen.

Die Rufe nach einer baldigen Heimkehr waren nach den Ankündigungen von Wloch im Sommer⁷⁶ und den Versprechen der Obleute in den Lagern immer stärker geworden und gefährdeten den Erfolg der politischen Arbeit. Von polnischer Seite gab es noch immer keine bindenden Zusagen für einen Termin, zu dem die ersten Transporte rollen sollten.⁷⁷

Die Ungewißheit belastete die Stimmung bei den Gefangenen und bei den Angehörigen in der Heimat sehr stark. Dazu kam, daß im Sommer der Sprecher des polnischen Außenministeriums in einem Interview die Entlassung der Kriegsgefangenen von der Aufnahme der letzten in Polen verbliebenen Deutschen durch die Verwaltung der Britischen Zone in Deutschland abhängig machte.⁷⁸ Das polnische Junktim wurde in der Presse der deutschen Westzonen und des Westsektors von Berlin zu Angriffen auf die polnische Regierung genutzt. Das löste bei den Angehörigen der Kriegsgefangenen starke Irritationen aus, von der die Männer durch ihre Briefe von zu Hause erfuhren.

Um dem entgegenzuwirken, berichtete der (Ost-)Berliner Rundfunk in einer längeren Reportage aus dem Zentrallager in Warschau.⁷⁹ Diese Sendung wurde auch von Kriegsgefangenen in Cherbourg in Frankreich mitgehört, die

⁷⁶ Gemeint ist Sommer 1948.

⁷⁷ Spätestens seit Anfang 1948 bemühte sich die SED bei der PPR (Polnische Arbeiterpartei) um die Freilassung der deutschen Kriegsgefangenen in Polen. Siehe hierzu Grete Keilson (Abteilung Internationale Verbindungen beim Parteivorstand der SED) am 9.3. 1948 an Franz Dahlem (Mitglied des Zentralsekretariats): „Den anliegenden Brief des Genossen Merker an das ZK der PPR übergab mir Genosse Nettball. Da wir neulich im Zusammenhang mit dem Antrag auf Freilassung der Kriegsgefangenen bereits ...“ (Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR beim Bundesarchiv, Az. IV 2/2.1 155, zit.n. M. G.).

⁷⁸ K. Wloch spricht davon, daß das Interview des Außenministeriumssprechers Victor Grosz falsch wiedergegeben worden sei. Hierzu „Bericht über die Kriegsgefangenschaft in Polen“, S.3 (siehe Anm.28.)

⁷⁹ Am 4.9. 1948 lt. Die Brücke, Nr. 7, Anfang September 1948, S.6.

daraufhin nach Warschau schrieben und von ihrem Leben in der Gefangenschaft berichteten. Ihr Brief wurde in der „Brücke“ in großer Aufmachung veröffentlicht und stand als Beweis dafür, daß nicht nur in Polen, sondern auch in westlichen Ländern noch immer Kriegsgefangene zurückgehalten wurden.⁸⁰

Das alles war für die Männer in den Lagern ein schwacher Trost, und die Obleute sahen sich schwierigen Diskussionen gegenüber. Im August informierte deshalb Karl Wloch das Zentralsekretariat der SED über die Situation unter den Kriegsgefangenen. Er empfahl, „sowohl dem K.C. (Zentralkomitee – D.B.) der P.P.R. als auch der polnischen Regierung ein Ersuchen der Partei um Rückkehr der deutschen Kriegsgefangenen und Nennung von Terminen zu senden“.⁸¹ Zugleich schlug er vor, den ersten Transport in besonderer Weise zu empfangen und das Ereignis in der Presse, im Rundfunk und in der Wochenschau entsprechend hervorzuheben. Er sicherte nach Rücksprache mit den polnischen Vertretern zu, daß „dieser Transport in Aussehen, Kleidung usw., ohne übertrieben zu wirken, einen ordentlichen Eindruck machen wird“.⁸²

Die ersten Gefangenen sollten in mehreren Transporten, nach Besatzungszonen getrennt, entlassen werden. Diese Transporte sollten zur Hälfte aus Antifaschisten und Sympathisanten, das heißt Kriegsgefangenen, die sich der politischen Umerziehung gegenüber aufgeschlossen und zustimmend verhielten, bestehen und zur anderen Hälfte aus nicht mehr voll Arbeitsfähigen. Wirklich Kranke, die einen bedauernswerten Eindruck machten und als Motiv für die gegnerische Presse mißbraucht werden konnten, sollten nicht darunter sein. Außerdem mußte bei der Zusammenstellung der Listen berücksichtigt werden, daß durch die Entlassungen keine Störungen auf den Baustellen und in der Kohleförderung entstanden.

Tatsächlich begannen die Entlassungen dann im Oktober 1948.⁸³ Die ersten Transporte wurden nach dem oben beschriebenen Muster zusammengestellt. Besonders aktive Funktionäre wurden durch den frühen Termin ihrer Entlassung für ihre Arbeit belohnt. Insgesamt wurden die politische Vergangenheit, das Auftreten bei politischen Aktivitäten im Lager, aber auch das Alter und die soziale Situation der Kriegsgefangenen bei der Zusammenstellung der Transporte berücksichtigt.

Der erste Heimkehrer-Transport mit 690 Kriegsgefangenen wurde in der „Brücke“ ausführlich gewürdigt. So schildert der Reporter der Zeitung „herb“ (Herbert Wackwitz aus Chemnitz) den Abschied vom Obóz Pracy (Arbeitslager) Warszawa: „Schon seit Wochen stand die Liste fest, die wir die

⁸⁰ Die Brücke, Nr. 9, Anfang Oktober 1948, S. 8.

⁸¹ Wloch, Bericht, August 1948, S. 5.

⁸² Ebenda.

⁸³ Der erste, aus etwa 700 Personen bestehende Transport kam am 10.10. 1948 in der SBZ an; siehe: Christa Hübner, Zur politischen Arbeit unter den deutschen Kriegsgefangenen in Polen 1948/49, in: Studien zur Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen, Wilhelm-Pieck-Universität Rostock, H. 11, 1985, S. 36–42, hier S. 37.

Heimkehrerliste nannten. Jeder der Kameraden, der aus unserem Lager für den ersten Transport vorgesehen war, wußte es seit langem. Und doch war es für alle eine Überraschung, als am Morgen des 6. Oktober die Kameraden von ihren Arbeitsplätzen zurückgerufen wurden. Viele hielten es wieder für eine Parole. Aber es wurde ernst. Empfang der Wertsachen aus dem Deposit, Abgabe der Lagerwäsche, Einkleidungen brachten eine Bewegung auf der Lagerstraße, die jeden Unbeteiligten auch erfaßte und erregte.⁸⁴ Am Abend gab es dann eine Abschiedsfeier, auf der zwischen „frohen Heimatliedern“, einem Querschnitt aus Kálmáns „Gräfin Mariza“ und „flotten Tanzmelodien“ zwei Heimkehrer über die politischen Aspekte der ersten Entlassungen sprachen. Ihre Ausführungen enthielten das politische Credo, in dem die Schulungen und politischen Aktivitäten der letzten Monate kulminierten: Hitlers Krieg hat uns in die Gefangenschaft gebracht. – In harter Arbeit haben wir einen Teil der Wiedergutmachungspflicht unseres Volkes abgetragen. – Dabei haben wir erkannt, daß nur durch Freundschaft der Völker Frieden und Fortschritt gesichert sind. – Für diese Erkenntnis wollen wir in der Heimat werben. – Wir wollen als Freunde scheiden und unser Bekenntnis zur deutsch-polnischen Freundschaft auch nach unserer Entlassung vertreten.⁸⁵

In der ersten Novemberausgabe berichtete die Zeitung ausführlich über einen Transport in die Sowjetische Zone und nach Berlin. Aus der Grube „Prezydent“⁸⁶ schilderte der Heimkehrer Ulrich Löwenka seinen großen Tag: „Rauf ins Badehaus, baden, umziehen, Arbeitszeug unter die Arme, und heim ins Lager ging es wie im Fluge. Und hier, welch ein ungewohntes Bild: Um 24 Uhr Licht in der Bekleidungskammer, beim Schneider, beim Schuhmacher usw., die Küche, ja alles war noch auf den Beinen. . . . Wie im Traume wurde Bekleidung empfangen. . . . Ein letzter Blick aufs Lager, die Grube . . .“⁸⁷ Immer wurde der politische Aspekt der Entlassungen betont. „Die Heimkehr der deutschen Kriegsgefangenen ist eine politische Tat“, heißt es in einem Bericht aus Jaworzno.⁸⁸

Der Beginn der Entlassungen gab der politischen Arbeit in den Lagern einen starken Aufschwung. Wir sahen das in der Redaktion an den Briefen, die aus den Lagern kamen. Die Hoffnung war gestiegen, daß man selbst nun doch bald nach Hause fahren konnte, und die jahrelange Lethargie überwunden. Ein Anfang war immerhin gemacht. Und es hatte sich herumgesprochen, daß sich politische Mitarbeit günstig auf den Termin der Entlassung auswirkte. Auch wenn manches politische Bekenntnis aus Opportunismus im Hinblick auf die Entlassung abgegeben, mit mancher Aktivität politisches Bewußtsein nur

⁸⁴ Die Brücke, Nr. 10, Ende Oktober 1948, S. 7.

⁸⁵ Ebenda.

⁸⁶ Kohlendistrikt IV Königshütte (Chorzów); hierzu Böss, S. 118 ff.

⁸⁷ Die Brücke, Nr. 11, S. 6.

⁸⁸ Ebenda.

vorgetäuscht wurde, belebte es im Moment das politische und kulturelle Leben in den Lagern.

In Berlin wurden die Hinweise von Wloch ernst genommen und die Ankunft der ersten Kriegsgefangenen aus Polen als politisches Ereignis begangen. Am 14. Oktober 1948 übertrug der Berliner Rundfunk ein Gespräch seines Reporters mit den ersten im Quarantänelager Fürstenwalde eingetroffenen Heimkehrern aus Polen. Die „Berliner Zeitung“ berichtete am 16. Oktober ausführlich aus Fürstenwalde. Sonderberichter H. P. nannte die ersten Heimkehrer aus Polen „die ersten Künder einer sich anbahnenden Verständigung, für eine Friedensfront zwischen dem demokratischen Deutschland und Polen“. Wir druckten diese Berichte in der „Brücke“ gern nach, wir sahen sie als Bestätigung für unsere politische Arbeit.⁸⁹

Weihnachten ohne Christkind

In all den Jahren im Gefangenenlager hatte mich das Weihnachtsfest immer in tiefe Melancholie versetzt und mit sehnsuchtsvollen Gedanken an die Heimat erfüllt, die ich in meinem tiefsten Innern verschloß oder in traurigen Versen ausdrückte. Dieses Jahr, im Warschauer Zentrallager, sah es ganz anders aus. An den langen Winterabenden, die ich im Grubenlager, oft gedankenversunken und ganz in mich gekehrt, in der Baracke auf das Signal für die Nachtschicht gewartet hatte, saß ich nun oft bis spät abends in der Redaktion. Mancher dieser Vorweihnachtsabende zerrann in hitzigen Diskussionen in der Baracke. Wir stritten auch über den Sinn des bevorstehenden Festes und suchten nach einem neuen, nichtreligiösen Inhalt für dieses Weihnachten, das die Menschen, besonders uns Kriegsgefangene, stärker bewegte als jedes andere Fest. Wir suchten nach einer neuen Interpretation der Weihnachtsgeschichte „Und es begab sich zu der Zeit“, welche die meisten von uns noch aus der Kindheit kannten.

Die Geburt Christi war für uns nicht mehr die Menschwerdung Gottes, das Erscheinen des Heilands, des Erlösers; es war, wenn es schon sein mußte, bestenfalls der Geburtstag des ersten Sozialisten, eines Arbeiterkindes und Revolutionärs. Doch auch das schien uns noch zu sehr mit der Religion verbunden zu sein. Jesus wurde von uns ganz gestrichen. Weihnachten – so entschieden wir – war das Fest des Lichts, das über die Finsternis siegte, eine Art Oktoberrevolution unterm Tannenbaum, wobei allerdings die Lichtgestalten in eine ungewollte Nähe zur germanischen Götterwelt und zu Schlimmerem gerieten. Die stille Nacht war keine heilige Nacht mehr, die Weihnachtszeit eine fröhliche, aber keine selige, keine gnadenbringende Zeit.

In einem Weihnachtsbrief an die Eltern vom Dezember 1948 wurde Weihnachten für mich zum „Fest des wiedererwachenden Lichts“. Da war die

⁸⁹ Ebenda, S. 7.

Rede von „metallisch glitzernden Sternen in der Winternacht“, vom „Glauben der Menschen an den Sieg des Guten, des Lichts und der Sonne über die Gewalten der Finsternis.“ „Die Wende im Lauf der Sonne“, hieß es da, „dieser Sieg der Klarheit, die wunderbare Erleuchtung des Dunkels . . . ist eine Verpflichtung, gleich der aufstrebenden Sonne, aufwärts zu streben, vorwärts zum Sieg der Gerechtigkeit, des Guten, des Lichts, ein Mahnruf zum Kampf gegen das Dunkel, das Verbrechen, denselben Kampf, den das Licht und die Sonne führen müssen“. Und so wird „die Wintersonnenwende zu einem Fest der Hoffnung, des Glaubens an eine lichtere Zukunft. . .“ Die liegt natürlich im Sozialismus.

Auch in einem Gedicht, das ich „Sonnenwende“ nannte und das in der „Brücke“ veröffentlicht wurde,⁹⁰ glitzern die Sterne blank und rein, brennen die Feuer auf allen Bergen und singen die Jungen ihr Lied in den lodernden Brand. Weihnachten war, ohne daß es mir damals bewußt wurde, wieder (oder noch?) die „Hohe Nacht der klaren Sterne, . . . der großen Feuer, die auf allen Bergen sind“, wie es in einem Nazilied hieß, das wir in der Schule gelernt hatten. So begegneten sich gerade in der Weihnachtsinterpretation der un- oder mißverständene Atheismus junger Antifaschisten und der Licht- und Germanenkult derer, die dem zum Hakenkreuz stilisierten Sonnenrad nachgefahren waren. Beide feierten in der Sonnenwende den Sieg des Lichts über die Mächte der Finsternis, mit denen einmal die Juden, Plutokraten und Bolschewisten und zum anderen die Faschisten, Ausbeuter und Kriegstreiber gemeint waren. Wir hätten einen solchen Vergleich natürlich weit von uns gewiesen, und niemandem von uns wäre es eingefallen, hier eine Parallele zu sehen oder auch nur zu ahnen. Doch es waren die gleichen Worte, die beide verwandten, wenn sie die Geschichte aus der Herberge von Bethlehem durch die Wintersonnenwende ersetzen wollten. Die Sprache verriet es.

So richtig klar kamen wir mit diesem Fest alle nicht. Auch in der Redaktion hatten wir mit diesem Weihnachten unsere Probleme. Was sollten wir dazu schreiben, und sollten wir es überhaupt zur Kenntnis nehmen? Es wäre wohl doch unmöglich gewesen, im katholischen Polen, wo selbst die Offiziere aus dem Sicherheitsministerium und der Armee an diesem Tag die heilige Messe besuchten, das Weihnachtsfest zu ignorieren. Und so erschien die Nummer 14 vom Dezember 1948 als Weihnachtsausgabe. Die Titelseite war zum erstenmal zweifarbig gedruckt, die Überschriften in einem weihnachtlichen Grün, ebenso wie eine Schmuckleiste aus Tannenzweigen und Sternen, die wie eine Girlande die ganze Seite umrahmte.

Mit dem Leitartikel wurden gleichzeitig drei Redakteure beauftragt. Allein das wies auf die Schwierigkeit des Themas hin. Der beste sollte auf der ersten Seite erscheinen, die beiden anderen galten als Übungsarbeit. Tagelang ging mir mein Weihnachtsartikel durch den Kopf, bis ich ihn endlich zu Papier

⁹⁰ Die Brücke, Nr. 14, Weihnachten 1948, S. 8.

brachte. Gedruckt wurde ein anderer, unter den Titel „Frieden auf Erden“. Der Autor hatte einen sehr politischen und kämpferischen Artikel geschrieben, in dem er mit den „Kriegstreibern“ hart ins Gericht ging.⁹¹

Mein Beitrag war wohl zu sentimental gewesen, er fiel durch. Ich machte daraus eine Kurzgeschichte, die mit dem Rest der Weihnachtsgirlande von der Titelseite im Innern des Blattes erschien. Der Tenor war der gleiche wie im Leitartikel. Auch hier ging es um Krieg und Frieden. Doch in meiner Geschichte läuteten die Glocken über dem verschneiten Land, und ein Kind spielte auf dem Klavier das Lied von der stillen Nacht. Es war wieder eine sentimentale Geschichte geworden. Ein Stimmungsbild, wie ich es aus meiner Kindheit in Erinnerung hatte. Die hier beschriebene Familie trauert um ihren Sohn, der in Rußland gefallen war, während in der Fabrikantenvilla gegenüber die Reichen, die am Krieg verdienten, fröhlich feiern und schon wieder vom Krieg reden. Eine Weihnachtsgeschichte vom Klassenstandpunkt. Die Arbeiter standen für Frieden, die Reichen für Ausbeutung und Krieg.⁹²

Vor dem Hintergrund der realen Gefahr eines dritten Weltkrieges waren Friedensparolen auch in der „Brücke“ zum alles beherrschenden Thema geworden. Es war die Zeit, in der die Forderung nach Frieden und der Ruf nach Freiheit die Welt in zwei feindliche politische und militärische Lager teilte. Und wir gehörten zum Friedenslager. Wir sagten: Frieden auf Erden, für alle, die guten Willens sind. Und wer das war, bestimmten wir.

Käsebrötchen und Kefir

Auf meinen Wegen in die Mokotower Druckerei fühlte ich mich von Mal zu Mal freier und sicherer. Wenn ich mich jetzt an den Straßenkreuzungen umdrehte, dann suchte ich nicht mehr den Wachposten hinter mir, sondern ich sah einer der hübschen Polinnen nach.

Im Januar war ich 22 geworden. Die letzten vier Jahre hatte ich im Lager verbracht, tagsüber mit den Gefangenen und nachts mit den polnischen Bergleuten, den Górniki. Das Ladenmädchen im Dorfkonsum, das mir – so bildete ich mir wenigstens ein – einmal zugelächelt hatte, als ich die Mehlsäcke ablud, war fast die einzige Frau gewesen, die mir in all den Jahren begegnet war. Und nun ging ich zwischen all den Frauen und Mädchen in ihren bunten, dekollierten Kleidern, Seidenstrümpfen und hochhackigen Schuhen über die Marzałkowska im Zentrum der Stadt. Was machte es da, daß hier nichts als Ruinen waren. Es war Frühling. Der Anblick der vielen Frauen weckte in mir verwegene Träume. Ich stellte mir vor, wie ich die eine oder andere ansprechen oder zu einem Eis einladen könnte. Natürlich hätte ich es nie gewagt, schon um nicht als Niemiec, als Deutscher, hier in Warschau erkannt zu werden;

⁹¹ Werner Land, Frieden auf Erden, in: Ebenda, S. 1.

⁹² Weihnachtliche Kurzgeschichte, in: Ebenda, S. 7.

aber auch, weil ich gar nicht mehr wußte, wie man das anstellt. Bestimmt hatte ich in all den Jahren im Lager verlernt, wie man sich einer Frau nähert. Dennoch war der Fußweg durch die Stadt für mich immer ein aufregendes Erlebnis.

Manchmal machte ich einen Umweg über die Nowy Świat, eine der belebtesten und polnischsten Straßen von Warschau, oder durch den sächsischen Garten, in dem am Nachmittag die Menschen auf den Bänken saßen und die Frühlingssonne genossen. Das erinnerte mich an meine Schulausflüge ins Rosarium in Sangerhausen oder an den Luisengarten in Magdeburg, der einzigen größten Stadt, die ich vor meiner Militärzeit kennengelernt hatte. Die Menschen hier waren ganz anders als die mürrischen Posten und die ständig fluchenden Bergleute in Oberschlesien.

Einmal fand im Park ein Konzert statt.⁹³ Die Besucher saßen dicht gedrängt auf den Bänken und lauschten der Musik, die über dem Park schwebte und in den Bäumen hängenblieb. Ich hatte nie in meinem Leben etwas von Chopin gehört, aber das mußte er sein. Ich blieb stehen und hörte zu. Mich zu den anderen auf eine Bank zu setzen, hätte ich nicht gewagt.

Der Lagerschneider hatte mir für die Wege in die Stadt aus einem amerikanischen Schlafsack einen khakifarbenen Anzug genäht, in dem ich nicht gleich als Kriegsgefangener zu erkennen war. Später bekam ich noch eine Art Trenchcoat und einen Hut, wie ihn René Deltgen in seinen Kriminalfilmen getragen hatte. Da wir Redakteure der „Brücke“, wie nun alle Kriegsgefangenen, Lohn bekamen, konnte ich mir in der Stadt schon mal ein Eis oder ein paar Zigaretten, sogar mit Goldmunstück, kaufen. Wodka war im Lager verboten, erst Weihnachten hatte es ziemlichen Aufruhr gegeben, weil einige ein paar Flaschen an den Posten vorbeischmuggeln wollten.

Als meine polnischen Sprachkenntnisse es einigermaßen zuließen, wagte ich mich auf dem Weg in die Druckerei in eine der zu dieser Zeit gerade aufkommenden Milchbars in der Nowy Świat. Ich bestellte mir Käsebrötchen und Kefir, und ich muß es so perfekt ausgesprochen haben, daß ich umgehend bedient wurde. Es ging mir eigentlich nicht um das Essen, denn ich war zu dieser Zeit nicht mehr hungrig. Ich genoß es einfach, in der Gesellschaft gut angezogener Menschen zu sitzen, ihren Gesprächen in der fremden Sprache zu lauschen und einen Hauch von dem verwirrenden Parfüm der eleganten Damen am Nebentisch aufzuschnappen.

Es gefiel mir, wie ein Pole unter Polen im Café zu sitzen. Ich suchte die Nähe der Menschen in dieser fremden Stadt, ich wollte sie verstehen, von ihnen angenommen und ihnen ähnlich werden. Noch immer fühlte ich mich in ihrer Schuld und hoffte, sie durch Nähe abtragen zu können. Ich bemühte mich, ihre Sprache zu sprechen, mit kleinstem Wortschatz eine Verständigung herzustellen. Ich lernte die Wodkaflasche auf ihre Art öffnen, mit einem Schlag

⁹³ Łazienki-Park?

auf den Flaschenboden, bis der Kork sich löste, ich legte zum Gruß zwei Finger an die Mütze, wie die polnische Armee, und ich dachte über den Handkuß nach, obwohl ich noch nicht wußte, wen ich damit beglücken oder erschrecken sollte.

Die Vergangenheit rückte immer weiter von mir ab und ich von ihr. Das Land meiner Kindheit wurde mir fremd. War es nicht auch das Land der Mörder und der Zerstörer von Warschau? Ohne daß es mir richtig bewußt wurde, versuchte ich mich aus der Verantwortung der Deutschen herauszumogeln und mich in einen Polen zu verwandeln. Die Sehnsucht nach der Rückkehr in die Heimat, die mich in all den Jahren aufrechterhalten hatte, war aufgebraucht, die Erinnerungen verloren sich, das zu oft zitierte Bild der Heimat verblaßte. Es lag alles so weit zurück. Die Briefe an die Eltern wurden seltener. Die Träume von der Jugendliebe mit all ihren Erinnerungen an die heimlichen Küsse und scheuen Berührungen lagen lange zurück. Sie hatten keine Chance gegen die lachenden Mädchen auf der Jerozolimskie und im Łazienki-Park.

Auf dem Marktplatz von Marienstadt⁹⁴ und auf dem Platz vor dem Polytechnikum war jeden Sonntag Tanz, „Zabawa“ nannte man das in Warschau. Mein Polnisch reichte gerade, eine Tänzerin aufzufordern und ein paar der üblichen Worte zu stammeln. Ich gab mich für ein Mitglied einer internationalen Jugendbrigade aus, die beim Aufbau Warschaus half. Solche Brigaden gab es tatsächlich, und ich wollte mich auf keinen Fall als Deutscher, schon gar nicht als Kriegsgefangener zu erkennen geben.

Polen hatte in diesem Frühjahr für mich ein neues Gesicht bekommen, ein freundliches, offenes, sympathisches Gesicht. Warschau war eine faszinierende Stadt. Überall wurde gebaut, gemauert, gebuddelt. Ich erlebte alles wie in einem Rausch, die Stadt, die Menschen, den Aufbruch in eine neue Zeit.

Wenn ich heute an diesen Frühling zurückdenke, fügt sich alles zu einem einzigen hellen, farbigen Bild. Wie auf einem Gemälde von Chagall schwebt Musik über der Stadt, die Menschen ziehen wie an einem nie endenden 1. Mai lachend über die neue Ost-West-Achse, fahren mit dem Trolleybus über die eben fertiggestellte Brücke nach Praga, singen, tanzen, trinken und lieben sich. Im Überschwang meiner neugewonnenen Freiheit stimmte alles, aber auch alles mit meinen ebenso neuen politischen Ansichten überein. Wir bauen eine neue Welt, eine Welt der Freundschaft und der Brüderlichkeit, in der alle Menschen glücklich sind, einander achten und lieben. Und nichts, aber auch gar nichts ist von denen, die diesen Glauben nicht teilten und die nicht von der Sonne des Sozialismus gewärmt wurden, damals zu mir vorgedrungen. Ich hätte es auch nicht an mich herangelassen. Mein Polenbild war von einer schwärmerischen Freundschaft geprägt. Und bei allen Veränderungen, die dieses Bild, unter wechselndem Licht und aus verschiedenen Blickwinkeln be-

⁹⁴ Poln. Mariensztat, altes Warschauer Stadtviertel unterhalb der Krakowskie Przedmieście nahe der Weichsel gelegen.

trachtet, im Laufe der Jahre auch erfahren hat, ich habe es nicht aus den Augen verloren, und es hat mich ein Leben lang vor nationalem Hochmut bewahrt.

Eine große Hoffnung

Mein fast schwärmerisches Verhältnis zu Polen, das in einer tatsächlichen oder auch nur vermeintlichen politischen Übereinstimmung mit seinen Bürgern begründet war, zeigte sich auch in meinen Artikeln in der „Brücke“. Die Fertigstellung der ersten neuen Häuser rund um den Marktplatz von Marienstadt, die Einweihung der neuen Weichselbrücke, die nach der Kohlenregion Śląsko-Dąbrowa genannt wurde, die ersten Autos auf der Ost-West-Achse, der Trasa W-Z,⁹⁵ das alles empfand ich wie gewonnene Schlachten im Kampf gegen die Ruinen und damit gegen den Krieg. Ich lebte nicht nur in diesem Land, ich lebte mit ihm und seinen Menschen. Ich versuchte, ihr Leid zu verstehen, das sie erlitten hatten, und ihre Freude zu teilen.

In einem Artikel in der „Brücke“ berichtete ich Anfang 1949 über die Begegnung mit einem jungen Polen, der in Deutschland die Sprache seiner Peiniger gelernt hatte und nun als Maurer in Warschau arbeitete. Hier ein Ausschnitt aus dem Beitrag: „Wir sprachen von seiner Stadt, in der er geboren und aufgewachsen war, und mit einigem berechtigten Stolz berichtete er mir von dem ungeheuren Aufbauwillen, mit dem das polnische Volk hier an die Arbeit geht. Schaffensfreude und Zufriedenheit sprachen aus seinen Worten, als er mir von seiner Arbeitsstelle, seinem Bau, seinen Maschinen, seiner Stadt erzählte . . . dem gleichen Kampf um den Wiederaufbau . . . Er erzählte mir freudig, wie die Ziegelsteine von Hand zu Hand gingen durch eine lange Kette von Männern und Frauen, . . . polnischen Arbeitern und deutschen Kriegsgefangenen, die alle von dem einen Willen beseelt sind, aufzubauen für den Frieden.“⁹⁶ Ich teilte diesen Enthusiasmus, auch mit all dem falschen Pathos, das zum Teil in meinem Bericht noch verstärkt wurde. Ich war glücklich dabeizusein, dazugehören und dankbar für jedes gute Wort von einem Polen, der so dachte und fühlte wie ich.

Der Aufbau Warschaus war damals nicht nur für die „Brücke“ ein Symbol; er war ein Synonym für den Aufbau im zerstörten Europa schlechthin. Die geschundene polnische Hauptstadt, die nach den Worten von Goebbels nur noch eine „geographische Vorstellung“ sein sollte, erwachte in diesen Jahren zu neuem Leben. Die Warschauer Maurerkolonnen erwarben legendären Ruhm, und jedes neue Haus, das aus den Trümmern wuchs, wurde gebührend beachtet.

⁹⁵ W-Z = Wschód-Zachód = Ost-West.

⁹⁶ Manfred Gebhardt, Einigkeit macht stark, in: Die Brücke, Nr. 16, Ende Januar 1949, S. 5.

Diese Begeisterung spricht auch aus einer Reportage von Hermann Kant. Vor dem Hintergrund der „Hinterlassenschaft der Naziverbrecher“ schrieb er in der zweiten Novemberausgabe 1948: „Hier liegen zwar viele Häuser in Trümmern, aber dazwischen finden wir überall Baustellen mit Gerüsten, halbfertigen Mauern und Ziegelstapeln. Die Stadt scheint förmlich zu wachsen. Wo vor Wochen noch Schutthaufen lagen, stehen heute einige Stockwerke Mauern, Gebäude. ... Überall Sandhaufen, Bretterstapel, Kalkgruben und Baubuden. Das ist Aufbau.“⁹⁷

In einem anderen Beitrag schreibt „ein Angestellter“: „Ich kenne diese Stadt, kenne sie aus den ersten Wochen nach der Befreiung. Ich kenne ihre Trümmer und Ruinen, ihre Gräber und ihre Menschen. Ich habe mit diesen Menschen Jahre zusammen gearbeitet, habe geholfen, die Wunden zu heilen, die der Wahnsinn von Verbrechern im Namen des deutschen Volkes schlug. Kaum, daß die Brände gelöscht, das Gestöhn der Sterbenden verklungen war, bauten sie aus den Ruinen neue Häuser, Siedlungen, Schulen und Fabriken.“

Kaum eine Ausgabe der „Brücke“ erschien ohne Erfolgsmeldungen aus der polnischen Wirtschaft. Ob es sich um eine Nudelfabrik in Wrocław (Breslau) oder den Export polnischer Blaubeeren nach England handelte, immer stand es unter dem Vorzeichen „Es geht vorwärts in Polen“. Über den polnischen Volkswirtschaftsplan im 1. Halbjahr 1948 wurde berichtet wie später in den Zeitungen in der DDR über die Planerfüllungen. Und auch die Ernteberichte fehlten nicht. „Außerordentlich große Anstrengungen zur Erreichung guter Erträge machen die Bauern der neuen Westgebiete, besonders in Masuren, wo noch bis vor kurzem der größte Teil des Ackerbodens unbewirtschaftet war ... ergaben ... Roggen und Weizen oft mehr als den doppelten Ertrag.“⁹⁸

Mit besonderer Freude veröffentlichten wir immer wieder Meldungen über den Handel zwischen Polen und der deutschen Ostzone. Hier war die Verbindung zwischen der Arbeit der Kriegsgefangenen und ihrem Nutzen für die Menschen zumindest im Osten Deutschlands am ehesten nachvollziehbar. Dabei ging es sowohl um Kohle als auch um Saatgut für die Neubauern. Wir sahen darin auch die Früchte unserer eigenen Arbeit.

Schwierig war die Argumentation in der Behandlung der Oder-Neiße-Grenze. Das Bekenntnis der Redaktion zu dieser Grenze war den Kriegsgefangenen nur schwer zu vermitteln. Um diese Grenze war im Herbst 1948 in Deutschland eine erbitterte Auseinandersetzung entbrannt, die auch den Kriegsgefangenen nicht verborgen blieb. Die Anerkennung oder Ablehnung dieser Grenze war für beide Seiten zu einer ideologischen Frontlinie im Kalten Krieg geworden. Angesichts der Bilder von den Menschen, die aus den nunmehr polni-

⁹⁷ H. Kant, Deutsche Kriegsgefangene sehen Warschau, in: Die Brücke, Nr. 12, Ende November 1948, S. 3.

⁹⁸ Die Brücke, Nr. 7, Anfang September 1948, S. 3.

schen Gebieten nach Deutschland kamen und ihre ganze Habe in einem Rucksack mit sich trugen, die in dem einen Teil Deutschlands Umsiedler und im anderen Vertriebene hießen, war die Grenzfrage wie kaum eine andere emotional aufgeladen. Wer diese Grenze öffentlich verteidigte, war für die andere Seite ein Verräter, Polenknecht und Kommunist. Umgekehrt war, wer sie ablehnte, für den anderen ein Revanchist, Kriegshetzer oder zumindest ein Reaktionär, wenn nicht gar ein „faschistisches Element“.

Auch unter den Kriegsgefangenen wurde 1948/49 erbittert über Recht oder Unrecht dieser Grenze gestritten, und ein Bekenntnis zu ihr war auch hier höchst unpopulär. Schließlich waren viele Kriegsgefangene unmittelbar von dieser Grenzziehung betroffen. Sie konnten nicht in die alte Heimat zurück, manche wußten nicht, wo sie ihre Familie suchen und wohin sie nach der Entlassung gehen sollten.

Ich erinnere mich an eine Veranstaltung während des Lehrgangs auf der der polnische Referent, ein Oberst, die Grenze historisch, militärisch, ökonomisch und politisch begründete. Er schloß mit dem Satz: „Polen baut den Sozialismus auf, deshalb braucht es diese Grenze.“ Ein Teilnehmer, der gerade aus dem Grubenlager angereist war, meldete sich und fragte: „Wenn wir nach Hause kommen, werden wir auch den Sozialismus aufbauen. Meinen Sie nicht, daß wir dann diese Gebiete auch brauchen?“ Die Frage blieb unbeantwortet. Immerhin konnte sie gestellt werden.

„Die Brücke“ bekannte sich ohne Vorbehalte zur Rechtmäßigkeit dieser Grenze. Etwas anderes wäre wohl auch in einer polnisch lizenzierten Zeitung nicht möglich gewesen. Für uns war sie einfach da. „Diese nunmehr faktisch bestehende Oder-Neiße-Grenze“, schrieben wir, „hat niemand anders verschuldet als Hitler und seine Kumpane durch ihren verbrecherischen Krieg. Sie ist nichts anderes als eine Folge des Hitlerkrieges . . . Wer eine Änderung herbeiführen will, will neuen Krieg. Wir Kriegsgefangenen . . . sind nicht bereit, für eine Revanche noch einmal hinter Stacheldraht zu sitzen.“

Das war unser Standpunkt. Viele von uns hatten drei Jahre in ehemals deutschen Gebieten in Oberschlesien gearbeitet und wenigstens am Rande miterlebt, wie sich das Leben unter der polnischen Administration entwickelte. Hier waren Tatsachen geschaffen worden, die niemand in Frage stellen durfte, der mit dem polnischen Nachbarn ein neues, friedliches Zusammenleben anstrebte.

Daß wir nicht viel darüber redeten und uns mit eigenen Kommentaren zurückhielten, hing auch mit der Unsicherheit zusammen, die durch die verschiedensten Interpretationen und Argumente entstanden war. So kam es, daß in der Ausgabe 10 vom Oktober 1948 auf einer Seite einmal von den „zurückgewonnenen“ und ein paar Zeilen weiter von den „abgetrennten“ Gebieten gesprochen wurde.⁹⁹

⁹⁹ Die Brücke, Nr. 10, S. 3.

Schließlich waren wir – und ich kann das für mich sagen – damals fest davon überzeugt, daß durch die angestrebte dauerhafte Freundschaft zu Polen diese Grenze ihre Bedeutung verlieren und sich „zu einer Binnengrenze der europäischen Friedensfront entwickeln“ würde. So hieß es in der letzten Ausgabe der „Brücke“ vom August 1949, „daß die neue Grenze in dem Maße für Deutsche wie Polen ein Positivum wird, in dem sie aufhört, ein Einschnitt zu sein, in dem sie vielmehr Brücke wird, von einer realen, für nationalen Wohlstand und internationale Solidarität kämpfenden Demokratie zur anderen.“¹⁰⁰ Und die Zeitung schließt: „Wir können mit Genugtuung feststellen, daß unsere ‚Brücke‘ das ihrige dazu beigetragen hat, um tausenden Deutschen das Verständnis für diese Tatsachen beizubringen, nicht aus Liebedienerei gegenüber Polen, sondern aus der klaren Erkenntnis der Interessen des gesamten deutschen Volkes.“¹⁰¹

Daß sich das Verständnis für die Oder-Neiße-Grenze und die Aussöhnung mit Polen in Deutschland schwieriger gestalten würden, als wir jungen Redakteure der „Brücke“ damals annahmen, und daß diese Grenze auch zwischen der DDR und Polen immer eine bewachte Grenze blieb und sich wirkliche Freundschaft der Menschen in beiden Staaten nicht massenhaft einstellte, hätten ich und die meisten meiner Freunde damals nicht für möglich gehalten. Unsere Vorstellungen von einer Freundschaft der Menschen zu beiden Seiten der Grenze, die Haß und Feindschaft für immer überwindet und die Grenze zu einer Begegnungsstätte, zum Ort des Austauschs von Meinungen und Kulturen macht, war aus heutiger Sicht gewiß eine Utopie. Für uns, die wir sie hegten, aber war es eine große Hoffnung. Und sie ist es bis heute.

Diskussionen auf der Bettkante

Ende 1948 war zu meinen Aufgaben in der Redaktion der „Brücke“, wo ich jetzt schon eigene Reportagen und vor allem Kulturbeiträge schreiben durfte, eine neue hinzugekommen. Nach der täglichen Arbeit gingen die Redakteure und die Mitarbeiter der „Selbstverwaltung“ mehrmals in der Woche zu Vorträgen und Diskussionen in die über die ganze Stadt und die Vororte verstreuten Lager. Anfang November wurde ich zu erstenmal mitgenommen. In einem Brief an die alten Freunde im Grubenlager schrieb ich stolz. „Ich gehe neben meiner Arbeit in der Redaktion in meiner freien Zeit noch in die Warschauer Lager zur Schulung und halte dort Referate. Wir gehen dann zu zwei Mann, beinahe wie Zivilisten, durch die Straßen Warschaus, oder wir fahren großzügig mit der Straßenbahn.“ Das war gewiß auch ein bißchen geprahlt – seht her, was aus mir geworden ist –, denn so leicht, wie es klingt, fiel mir dieser Auftrag nicht. Besonders am Anfang hatte ich große Schwierigkeiten, vor fremden Menschen zu reden, über Dinge, die ich selbst gerade erst gehört

¹⁰⁰ Die Brücke, Nr. 25, August 1949, S. 2.

¹⁰¹ Ebenda.

und gelernt hatte. Wie würden sie mich aufnehmen, einen Fremden, der „beinahe wie ein Zivilist“ aus der Stadt gefahren kam? Konnte ich ihnen etwas sagen, was sie interessierte? Würden sie mir überhaupt zuhören? Und könnte ich ihre Fragen beantworten?

Harri, der an diesem Abend mit mir ging und der schon Erfahrungen in solchen Versammlungen hatte, beruhigte mich. „Wo wir hingehen, das ist ein kleines Lager“, sagte er, „die freuen sich über jede Abwechslung.“ Ich hatte meinen Vortrag schriftlich ausgearbeitet und so oft gelesen, daß ich ihn fast auswendig kannte. Mein Thema hieß: „Die Polen und wir“. Ich behandelte den verhängnisvollen Drang der Deutschen nach Osten, wie ich es auf dem Lehrgang gelernt hatte, vom deutschen Ritterorden im Mittelalter bis zu den Hitlerfaschisten. Es war ein Schuldbekenntnis für ein Jahrtausend deutscher Geschichte, die nur eine Schlußfolgerung zuließ: Der verhängnisvollen Feindschaft zwischen unseren beiden Völkern mußte eine neue Freundschaft entgegengesetzt werden. Den ganzen Weg über gingen mir die Kernsätze meines Vortrags durch den Kopf. Daß ich überzeugt war von dem, was ich aufgeschrieben hatte, konnte mir die Aufgabe erleichtern, lösen würde es sie nicht.

Das Lager, das wir an diesem Abend besuchen sollten, lag am anderen Ende der Stadt, in der ulica Agrykola hinter dem Belvedere. Hier lebten etwa fünfzig Kriegsgefangene, meist Handwerker, Schlosser, Schneider, Schuhmacher, Tischler und Maler. Sie gehörten zum Wachkommando beim Amtssitz des Präsidenten. Materiell ging es ihnen gut. Sie wurden wie die Soldaten gepflegt und verdienten sich manchen Zloty dazu, wenn sie für die Offiziere und deren Frauen Uniformen, Kleider, Schuhe und Stiefel nähten oder nach Feierabend die Wohnungen renovierten. Doch ihren relativen Wohlstand bezahlten sie mit einer fast totalen Isolation.

Nachdem der Posten am Tor unsere Przepustka, den offiziellen Passierschein, ausgiebig betrachtet hatte und wir schließlich passieren durften, spürte ich wieder das Herzklopfen, das ich auch später bei derartigen Anlässen nie ganz verlor. Am Rande des Kasernengeländes stand die Baracke der Kriegsgefangenen. Die Männer rannten noch zwischen Unterkunft und Waschraum hin und her. Die meisten waren gerade erst von der Arbeit gekommen.

Die Versammlung fand in dem einzigen großen Raum statt, in dem die Gefangenen wohnten und in Doppelstockbetten schliefen. Auf diese Weise konnte sich einer nur schwer unserem Vortrag entziehen. Einige saßen auf Hockern und Schemeln an den Tischen, an denen sie sonst aßen, schrieben oder Karten spielten. Andere hatten sich aufs Bett gelegt und hörten von hier aus zu. Die Teilnahme an diesen Versammlungen war im Prinzip freiwillig, aber der Obmann und sein Aktiv achteten darauf, daß alle dabei waren. Außerdem hatte sich herumgesprochen, daß die Teilnahme an den Versammlungen und jede Form politischer Aktivität sich günstig auf den Zeitpunkt der Entlassung auswirken könnte.

Ich erklomm eines der oberen Betten und begann mit meinem Vortrag, während Harri unten am Bettpfosten stand, um mir in der nachfolgenden Diskussion zu helfen. Die Männer im Schlafsaal hörten mir geduldig und gutmütig zu.

Als ich zu Ende war, klatschten die meisten – vielleicht auch, weil meine Rede ziemlich kurz gewesen war. Ich hatte kaum länger als zwanzig Minuten gesprochen. Danach forderte der Obmann auf, Fragen zu stellen. Jetzt ging es nicht mehr um den Ritterorden und die drei Teilungen Polens im 18. Jahrhundert. Jetzt ging es um die ganz aktuelle Frage, wie lange denn die Polen ihre Gefangenen noch festhalten wollten. Von den Polen war niemand hier, kein Offizier, kein Posten; wir waren ganz unter uns. Sie fragten, und wir sollten antworten. Ohne es zu wollen und ohne es zu bemerken, gerieten wir in die Lage, die Politik der polnischen Regierung in der Kriegsgefangenenfrage zu vertreten. Wir suchten nach Argumenten, rangen uns eine halbwegs glaubwürdige Erklärung dafür ab, daß wir noch immer in Gefangenschaft waren. Schließlich gab es ja auch im Westen noch Kriegsgefangene, und die Polen hatten allemal mehr Recht darauf, die Hilfe der deutschen Kriegsgefangenen in Anspruch zu nehmen als die USA oder Kanada.

Einer hatte von seinen Verwandten erfahren, daß der NSDAP-Kreisleiter längst zu Hause sei, und wollte wissen, warum er, „Schütze Arsch im letzten Glied“, noch immer in Gefangenschaft war. Andere riefen dazwischen. „Wann kommen wir endlich nach Hause?“ Auf diese Frage waren Harri und ich natürlich vorbereitet, sie wurde auf jeder Versammlung gestellt. Solange wir auf die regelmäßig fahrenden Heimkehrertransporte verweisen konnten, hatten wir auch gute Argumente. Dennoch war es fast unmöglich, den Männern vier Jahre nach dem Krieg plausibel zu erklären, warum gerade sie noch immer hier festgehalten werden. Harri unterstützte mich nach Kräften, wenn ich nach überzeugenden Antworten suchte, aber was immer wir über Schuld und Sühne, über deutsche Verbrechen in Polen und unseren Beitrag zur Wiedergutmachung sagten, es konnte die Männer nicht befriedigen. Wir häuften Argument auf Argument, beschworen die Freundschaft und verwiesen auf die Kriegsgefangenen in Frankreich – auf Zustimmung konnten wir nicht hoffen, höchstens auf Nachsicht. Denn den Zeitpunkt ihrer Entlassung konnten auch wir nicht bestimmen. Es gab Ende des Jahres 1948 nur einen einzigen Grund, die andauernde Gefangenschaft zu akzeptieren: sie als einen persönlichen Beitrag zur Wiedergutmachung der von Deutschen in Polen begangenen Verbrechen anzusehen. Aber wer empfand das schon so, nach vier Jahren hinter Stacheldraht.

Die Diskussion war lebhaft und ging bis in die Nacht, sie drehte sich auch um andere Fragen, die nicht leichter zu beantworten waren, um die Lage in Deutschland, die wir selbst nur aus der Zeitung und nur aus einer Richtung kannten, um die innenpolitische Situation in Polen, von der sie manchmal etwas bei den Soldaten aufschnappten, und um vieles andere.

Die Gefangenen, die gerade in den kleineren Lagern oft dem Wohlwollen oder der Willkür ihres Wachpersonals ausgeliefert waren, nutzten die Abwesenheit der polnischen Posten und Verwalter, um Fragen zu stellen, ihrem Herzen Luft zu machen oder auch die Zentrale über Mißstände zu informieren. Viele Kriegsgefangene in den Außenlagern kamen sich verraten und verloren vor und befürchteten, bei der allgemeinen Entlassung vergessen zu werden.

Tatsächlich wurde die Existenz mancher dieser verstreuten Gruppen erst im Herbst 1948, oft noch später und nur durch Zufall bekannt. Besonders schwierig war der Zugang zu denen, die beim Korps der Inneren Sicherheit (KBW) arbeiteten. Das waren meist tüchtige und fleißige Handwerker, auf die die Offiziere nicht gern verzichten wollten. Sie schoben die militärische Geheimhaltung vor, um ihre Gefangenen abzuschotten. Und um ein solches Lager handelte es sich an diesem Abend.

Wir beide, die wir hier mit Fragen bestürmt wurden, hatten gelernt, unsere politischen Überzeugungen als verbindliche und endgültige Wahrheiten zu betrachten. Und wir hatten den Auftrag, sie ohne Abstriche auch an diesem Abend weiterzugeben. Im Anschluß an die Versammlung wurden wir von denen, die unsere Ansichten teilten, den Aktivisten, wie wir sie nannten, noch zu einem Umtrunk eingeladen: Wodka, Speck und Schwarzbrot. Als wir endlich, uns gegenseitig stützend, denn wir waren keinen Alkohol gewöhnt, den steilen, von einem frühen Wintereinbruch glatten Weg zur Straßenbahn hinaufgingen, fragte Harri plötzlich: „Was meinst Du, ob sie etwas begriffen haben?“ – „Ich weiß nicht“, sagte ich, und Harri nickte.

General ist kein Beruf

Eines Tages Anfang des Sommers 1949 saß ich, wie manchmal, wenn ich hier aushalf, im Büro der Selbstverwaltung. Es war ein kleines, ziemlich schmuckloses Zimmer in der Verwaltungsbaracke vor dem Lagertor. Seine ganze Einrichtung bestand aus einem Tisch, zwei Stühlen und einem Schrank, in dem, alphabetisch geordnet, tausende Karteikarten von allen Kriegsgefangenen in Warschau und Umgebung, die hier bekannt und erfaßt waren, aufbewahrt wurden. Als einziger Wandschmuck hing hier eine Karikatur aus der satirischen Zeitschrift „Frischer Wind“ in Ostberlin, einem Vorgänger des „Eulenspiegel“. Sie zeigte einen deutschen Offizier mit hoher Schirmmütze und kantigem Gesicht, der auf einem Berg menschlicher Knochen und Gebeine saß. Darunter stand: „Und er lebt noch heute, tot sind nur seine Leute“.

An diesem Tag nun brachte der Posten einen Kriegsgefangenen, der registriert werden sollte. Das war nichts Ungewöhnliches, denn in dieser Zeit kamen täglich mehrere Gefangene aus kleinen, im Lande verstreuten Lagern und von Einzelkommandos ins Zentrallager, von dem aus sie entlassen werden sollten. Einige kamen auch aus Gefängnissen, wo sie oft jahrelang unter nichtigen oder falschen Anschuldigungen gesessen hatten wie der junge Mark Niebuhr in Hermann Kants Roman „Der Aufenthalt“. Bei einigen höheren Dienstgraden aber hatten sich auch die Untersuchungen über ihre Tätigkeit in der Wehrmacht so lange hingezogen. Meinem Besucher an diesem Tag war es so ergangen, und er war froh, endlich raus zu sein und einem Deutschen gegenüber zu sitzen, der nun seine Personalien aufnahm und mit dem er sich in seiner Muttersprache unterhalten konnte.

Der Mann war weit über fünfzig. Er trug eine ziemlich abgeschabte Wehrmachtsuniform und eine Drahtbrille mit runden Gläsern. Im Gegensatz zu den Männern im Lager, die auf den Baustellen schon am Beginn des Sommers braungebrannt aussahen, war sein Gesicht bleich und verriet, wie lange er in der ungesunden Luft einer Gefängniszelle hatte leben müssen. Graue Bartstoppeln auf Wangen und Kinn machten ihn noch älter. Meine Fragen für die Karteikarte beantwortete er knapp, fast militärisch, ohne all die Erklärungen, mit denen die meisten, die hier ankamen, ihre Erlebnisse aus den letzten Jahren ausschmückten. Sein Name: Eisenstuck.¹⁰² Den Vornamen habe ich vergessen. Geboren: 1894. Das war schon ungewöhnlich, denn die Kriegsgefangenen in diesem Alter hatte man, wenn sie überhaupt nach Polen gekommen waren, schon mit den ersten Transporten entlassen. „Beruf?“, fragte ich weiter. „Soldat“, kam die Antwort. „Na, schön“, sagte ich, „Soldat waren wir alle. Das ist doch kein Beruf.“ Er sah mich an, einen Jüngling von 22, der da etwas altklug hinter dem Tisch saß, und sagte kurz und knapp: „Ich habe keinen anderen.“ – „Wie Du meinst, Kamerad“, sagte ich und fragte weiter: „Eintritt in die deutsche Armee?“ – „1. April 1912.“ – „Letzter Dienstgrad?“ – „General der Infanterie.“

Ich muß ihn ziemlich verdutzt angesehen haben, denn er sagte plötzlich mit jenem feinen Lächeln, das aus einem heiteren Gedanken kommt: „Kamerad haben wohl recht. Wenn man fast 40 Jahre Soldat war und zwei Kriege verloren hat, ist das vielleicht doch kein Beruf.“ Nun lachten wir beide. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich mit einem leibhaftigen General sprach, wenn ich nicht mitrechne, daß uns an der Front einmal einer „Morgen, Soldaten!“ zugeschrien hatte und wir im Chor „Morgen, Herr General!“ zurückbrüllten. Dieser hier hatte weder mit dem an der Front Ähnlichkeit noch mit dem auf der Karikatur. Er war ein bescheidener, und wie sich bei unseren späteren Gesprächen zeigte, gebildeter Mann, der die Zeit als junger Offizier nach dem Ersten Weltkrieg genutzt hatte, an den Univeritäten seiner Garnisonsstädte Geschichte und Biologie zu studieren. Wir konnten über vieles miteinander reden, und ich empfand diese Gespräche als Gewinn. Nur wenn es um den Krieg und das Militär ging, fanden wir keine gemeinsame Sprache. Da prallte sein in 33 Dienstjahren erworbenes und in vier Jahren Gefängnishaft konserviertes militärisches Denken mit meiner radikalen Verdammung der „Hitlerarmee“, wie ich die Wehrmacht nun nannte, hart aufeinander.

Kurz vor seiner Entlassung bekam ich den Auftrag, dem Herrn General etwas vom neuen Warschau zu zeigen, damit er nach der Gefängniszeit ein paar schönere Eindrücke mit nach Hause nehmen sollte. Wir fuhren mit der Straßenbahn in die Stadt, gingen über die Trasa W-Z, die neue Ost-West-Achse, bis zur Weichsel, und über den Marktplatz von Marienstadt hinauf zum Schloß,

¹⁰² Generalmajor Hellmuth Eisenstuck (1892–1959), seit dem 1.10. 1944 Kommandant der Festung Warschau.

das sie gerade begannen wiederaufzubauen.¹⁰³ Dann setzten wir uns auf eine Bank, sahen hinunter zur Weichsel und hinüber nach Praga, der Vorstadt am jenseitigen Ufer. Mein General, der sich auf dem Wege hierher mehrfach anerkennend und überrascht über den Aufbau in der Stadt geäußert hatte, wurde plötzlich still. Er dachte nach und plötzlich sagte er: „Jetzt weiß ich es. Wenn wir hier die Artillerie postiert und die Feuerkraft gehabt hätten, die uns fehlte. . .“ Seine Gedanken waren zurückgegangen zu jenem Wintertag an der Jahreswende 1944/45, als die Rote Armee unter Rokossowski am anderen Weichselufer zum Sturm auf die Stadt ansetzte. Und er begann, die geschlagene Armee von damals neu zu arrangieren, seine Truppen, die es längst nicht mehr gab, wieder in Stellung zu bringen. In diesem Moment war der Mann, mit dem man so gut über Geschichte und Literatur reden konnte, der nicht nur Clausewitz und das preußische Exerzierreglement, sondern auch Schiller und Heine, Thomas Mann und Lasker-Schüler gelesen hatte, der stille, freundliche Mittfünfziger, wieder der alte Wehrmachtsgeneral von damals, der Mann, dem das Kriegshandwerk Beruf gewesen war, das sein Denken bestimmte und seiner Vorstellungswelt Grenzen setzte. Hier war die Grenze erreicht, auch für mich. Auf dem Heimweg, vorbei an den Trümmern und Zerstörungen dieser geschundenen Stadt, wechselte ich kein Wort mehr mit ihm. Kurz darauf wurde er entlassen, und ich habe nie mehr von ihm gehört. Ich hatte mir nicht einmal seine Heimatadresse gemerkt, die auf der Karteikarte stand. Letztlich, dachte ich, waren sie doch alle gleich.

Der General hatte auf seinem Weg nach Hause nur für kurze Zeit in unserem Warschauer Lager Station gemacht. Die Offiziere befanden sich zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr hier. Sie waren in einem Speziallager in Sikawa bei Łódź untergebracht.¹⁰⁴ In den ersten Jahren hatten sie gemeinsam mit den Soldaten in den normalen Lagern gelebt, und viele von ihnen, besonders die jüngeren, waren wie alle mit in den Schacht eingefahren oder hatten auf den Baustellen gearbeitet. Andere hielten die Posten im Lager besetzt, waren Lagerältester oder wie immer sie sich nannten und hatten dabei die alten Kommandostrukturen über die Jahre erhalten. Sie bestimmten den Ton und das Regiment im Lager.

Das änderte sich mit der Zusammenlegung von 800 Offizieren im November 1948 in Sikawa. In unserem Warschauer Lager geschah der Wechsel der Lagerleitung in einer organisierten Aktion. Auf einem großen Meeting wurde verkündet: „Alle Offiziere sind abgesetzt!“ Das klang fast nach den Kieler Matrosen und sollte es auch. In den meisten Lagern aber verlief der Vorgang weit weniger spektakulär. In Sikawa waren die Offiziere ganz unter sich. Sie brauchten nicht zu arbeiten, aber es arbeitete auch keiner für sie. Alle Tätigkeiten –

¹⁰³ Es muß sich hier um das dem zerstörten Schloß vorgelagerte „Palais unter dem Blechdach“ (Pałac pod Blachą) gehandelt haben.

¹⁰⁴ Über das Offizierslager Łódź-Sikawa berichtet auch Böss, S.87 ff. Bis Ende Oktober war Sikawa ein Internierungslager für Volksdeutsche aus Polen (vorwiegend Frauen) gewesen.

Küche, Wäscherei, Sanitätsstube, Ausgestaltung des Lagers, Aufrechterhaltung von Sauberkeit und Ordnung – blieben ihnen allein überlassen. Für die innere Selbstverwaltung wurde zunächst eine Gruppe junger Offiziere eingesetzt. In den folgenden Wochen wurden Stuben- und Barackenobleute gewählt, die das Lagerparlament bildeten. Alles mußte den Anschein von Demokratie haben. Das Parlament tagte einmal in der Woche, immer öffentlich. Die Offiziere lernten oder spielten Demokratie. Ein Plan für politische Schulungen wurde aufgestellt, eine Theatergruppe und ein Lagerchor gebildet. Einer der Offiziere berichtete an die „Brücke“: „Für die noch verbleibende Zeit der Gefangenschaft sehen wir als unsere Hauptaufgabe die politische Schulung an.“¹⁰⁵

Aus Sikawa kamen häufig Berichte in die Redaktion. Die Offiziere schrieben fleißiger als andere, berichteten über das Leben und die Veränderungen, die sich im Laufe des Jahres 1949 vollzogen. Auch über Karl Wloch, der oft nach Sikawa fuhr, hörten wir, wie es dort aussah. Die Offiziere mußten nicht mehr wie andere Kriegsgefangene außerhalb des Lagers arbeiten. Manche bedauerten das. Dafür hatten sie nun mehr Freizeit, die einige nutzten, um sich beruflich zu bilden oder sich in politischen Diskussionen auf ihre Rückkehr ins Nachkriegsdeutschland vorzubereiten. Das brachte ihnen die offene Feindschaft anderer, meist höherer Chargen ein, die stärker alten Ehrbegriffen verhaftet waren und jede Zusammenarbeit mit den polnischen Behörden als Kollaboration betrachteten. Wir hörten von Auseinandersetzungen, die bis zu tätlichen Angriffen auf die Mitglieder der Lagerregierung gingen, wie es sonst in keinem anderen Lager vorkam. Ein junger Obmann wurde eines Nachts kopfüber in die Latrine gestürzt.

Die Vorstellung, in einem solchen Lager von Offizieren leben zu müssen, erschien mir immer wie eine Horrorvision. Ich war in der ersten Zeit, die ich in Warschau war, mehrmals mit Offizieren, auch höheren Rängen, in Verbindung gekommen. Sie lebten hier in der sogenannten Offiziersbaracke, die gleich neben der unseren stand.

An sonnigen Tagen saßen immer einige von ihnen auf der Bank vor der Baracke und unterzogen ihre verlorenen Schlachten einer nachträglichen Manöverkritik. Ihre Gespräche begannen gewöhnlich mit dem Satz „Wenn damals. . .“ Wenn zum Beispiel im Winter 41 vor Moskau so ein Wetter gewesen wäre wie an diesem sonnigen Frühherbsttag am Stadtrand von Warschau. . . Oder wenn der Nachschub in der Steppe so pünktlich geklappt hätte wie die Brotausgabe im Kriegsgefangenenlager. . .

Einige mißbrauchten sogar ihre tägliche Brotration für die Wiederholung ihrer verlorenen Schlachten. Sie schnitten ihr Brot in Würfel, die sie dann als Infanteriedivisionen, Artillerie oder Panzerarmeen über das Brett marschieren ließen. Auf diese Weise wurde der Dnjepr passiert, Kiew genommen und die Schlacht im Kursker Bogen doch noch gewonnen. Bei diesen Spielen siegten

¹⁰⁵ Aus dem Schaffen des Offizierslagers Sikawa, in: Die Brücke, Nr.13, Anfang Dezember 1948, S.7.

sie immer, und sie spürten nicht, daß sie in Wirklichkeit das zweite Mal verloren. Sie saßen im Lager wegen dieses Krieges, und sie kamen nicht von ihm los.

So waren natürlich nicht alle. Viele hatten in diesen Jahren hinter Stacheldraht nachzudenken begonnen. Aber während es bei den Soldaten nach kurzer Zeit keine Feldweibel und keine Obergefreiten mehr gab, sondern nur noch Kriegsgefangene, Kameraden, blieb bei den Offizieren die alte Rangordnung erhalten. Das ging bis zur Aufteilung der Betten. Der Ranghöchste hatte die erste Wahl. Der junge Leutnant kam ganz nach oben. Und wie beim Essen früher im Kasino, wo der Oberste Anfang und Ende der Mahlzeit bestimmte, so verfügte er hier über Anfang und Ende der Nachtruhe. Erst wenn er sich morgens erhob, konnten die über ihm Schlafenden von ihren Pritschen klettern. Nicht früher, aber auch nicht später.

Bis auf wenige Ausnahmen, meist jüngere Offiziere, die sich auch an unseren Versammlungen beteiligten, waren sie mir fremd geblieben. Ich will nicht bestreiten, daß dabei Vorurteile und ein gute Portion proletarischer Arroganz von meiner Seite eine Rolle spielten; aber sie waren einfach anders. In Sikawa ging es nicht wie in den übrigen Lagern um allgemeine politische Einsichten und um höhere Arbeitsleistungen. Hier ging es um das, was man heute Vergangenheitsbewältigung nennt, um Einzelprüfungen, um die Suche nach Tätern und um die Gewinnung der weniger Belasteten.

Das Ziel bestand darin, die Offiziere in verschiedene Gruppen aufzuspalten. Die Jungen, die zu erkennen gaben, daß sie ehrlich mit der Vergangenheit gebrochen hatten und sich offen zur neuen Ordnung bekannten, sollten für einen späteren Einsatz, besonders in Ostdeutschland, gewonnen werden, ohne daß vorrangig an eine militärische Verwendung gedacht war. Den anderen sollte es vor allem unmöglich gemacht werden, daß sie im Westen als Offiziere wiederverwendet werden konnten.¹⁰⁶ So unterschrieben im Zusammenhang mit dem Weltfriedenskongreß in Paris und im Ergebnis einer 14-tägigen Diskussion im Lager 156 Offiziere, vom Oberfähnrich bis zum Generalmajor, eine Verpflichtung, daß sie sich „mit allen Mitteln gegen jeden Versuch deutscher Wiederaufrüstung kämpfen“ wollten. Sie verpflichteten sich, „jeden Dienst in neuen militärischen Organisationen mit allen Kräften zu behindern und unmöglich zu machen. . .“¹⁰⁷ Die Verpflichtungen samt Unterschriften wurden nach Berlin geschickt – und hätten denn jederzeit veröffentlicht werden können.

¹⁰⁶ K. Wloch: „Das Ziel der Arbeit im Offizierslager war, sie in verschiedene Gruppen aufzuspalten, sie für eine eventuelle Wiederverwendung im Westen weitgehend zu kompromittieren, Kriegsverbrecher und unverbesserliche Militaristen unschädlich zu machen, die besten Elemente für unsere Anschauung zu gewinnen und darauf festzulegen.“ (Bericht, 10.9. 1949, S.12.).

¹⁰⁷ Zit. n. Wloch, Bericht, 10.9. 1949, in dem es weiter heißt: . . ., schließlich gegebenenfalls an der Seite der fortschrittlichen demokratischen Völker zu helfen, die monopolkapitalistischen Unterdrücker Deutschlands zu vernichten. Diese Verpflichtung dürfte eine starke Kompromittierung der in polnischer Kriegsgefangenschaft gewesenen ehemaligen Offiziere darstellen.“

Schließlich sollten in Sikawa diejenigen Offiziere, die während des Krieges Verbrechen begangen hatten, herausgefunden und nach dem Ort ihrer Untaten an das jeweilige Land zur Bestrafung übergeben werden. Dazu fanden im Offizierslager Einzelüberprüfungen und Vernehmungen statt, in denen eine Reihe Gefangener tatsächlich überführt wurde. Wie viele das waren, und was mit ihnen geschehen ist, haben wir in Warschau nicht erfahren. Auch Karl Wloch, der gemeinsam mit Justyna diese Gespräche führte, hat uns gegenüber nie darüber gesprochen. Nur manchmal brachte er Geschichten mit, die wir uns wie Anekdoten erzählten und von denen mir einige in Erinnerung geblieben sind. Sie waren ebenso dazu angetan, mein vorgefaßtes Bild über die Offiziere zu bestätigen wie auch meine Bewunderung für Justyna zu erhöhen, die es verstand, die Ehrbegriffe und Eitelkeiten ihrer ehemaligen Feinde für ihre politischen Ziele zu nutzen.

So beschwerte sich eines Tages ein Offizier bei Justyna über das ihm in der deutschen Wehrmacht zugefügte Unrecht. Weil er ein völlig unbedeutendes schlesisches Dorf entgegen anderslautenden Befehlen vor den anrückenden Russen hatte räumen lassen, wurde er von Feldmarschall Schörner, dem Chef der Heeresgruppe Mitte, degradiert vom General zum Obersten. Laut Heeresdienstvorschrift der Wehrmacht durften aber Generale nur vom Oberbefehlshaber des Heeres ernannt oder degradiert werden und nicht von einzelnen Truppenkommandeuren. Na, wenn schon, dachte ich, wen interessiert das. Wir leben im Jahre 1949 und nicht mehr im Krieg.

Justyna aber machte ein ernstes Gesicht und versprach, der Sache nachzugehen. Wochen später erfuhr ich, daß der Herr Oberst wieder zum General befördert wurde. Justyna hatte einen polnischen General und Vizeminister gefunden, der ihm das im Soldbuch bescheinigte. Und sie hatte sogar eine goldene Mützenkordel, wie sie Generalen zustand, aufgetrieben, die er nun stolz im Lager tragen durfte. Vor einigen Jahren hörte ich, daß der so rehabilitierte General bis an sein Lebensende in der Bundesrepublik ein aufrichtiger Freund Polens geblieben sei. Es war für ihn das Land, das ihm wieder zu Recht und Rang verholfen hatte und vermutlich auch zu einer Generalspension.

Noch kurioser erschien mir die Geschichte von dem General, der ohne seinen Degen nicht nach Hause fahren wollte. Er hatte ihn, so behauptete er wenigstens, von Marschall Shukow persönlich zurückbekommen, als er mit seiner Division kapitulierte. Bei der Einweisung in ein Warschauer Gefängnis wurde ihm der Degen abgenommen und war seitdem verschwunden. Der General sollte entlassen werden, aber er bestand auf seinem Degen. Überall wurde danach gesucht. Der Mann sollte zu Hause nicht erzählen können, daß in polnischen Gefängnissen etwas verschwindet. Schließlich wurde das Utensil im Fundus des Warschauer Theaters aufgespürt, wo es für eine Aufführung gebraucht wurde, in der ein deutscher General mitspielte. Dafür, daß sich die Geschichte tatsächlich so abspielte, kann ich mich nicht verbürgen. Justyna hat sie manchmal erzählt, und das machte sie schon glaubhaft. Aber selbst wenn sie erfunden wäre, wäre sie doch wahr.

Leitartikel

Als sich im Frühjahr 1949 kurz nacheinander auch die meisten Redakteure der „Brücke“ in glückliche Heimkehrer verwandelten und neue an ihre Stelle traten, avancierte ich zu einer Art leitenden Redakteur. (Chefredakteur war noch immer Karl Wloch, der sich bis zum Herbst 1949 ständig in Polen aufhielt.) Ich schrieb nun, beginnend mit der ersten Maiausgabe, ziemlich regelmäßig die politischen Leitartikel oder andere längere Beiträge.

Die Themen waren von den politischen Ereignissen in Deutschland vorgegeben, den Stoff entnahm ich den Ostberliner Zeitungen, die Argumentation erhielt ich von Karl Wloch. Daß da wenig Raum für eigene Gedanken blieb, störte mich nicht, war ich doch gerade bemüht, meine eigenen Gedanken und Überzeugungen immer wieder mit der Parteilinie in Übereinstimmung zu bringen. Wie ich mich im Inhalt streng an die Linie der mir zugänglichen Zeitungen hielt, so auch in der Sprache. Ich schrieb für die Zeitung so, wie ich es in der Zeitung las, das heißt, ich gab mir alle Mühe, Zeitungsdeutsch zu erlernen, das man, wie ich später merkte, schneller annimmt, als man es wieder los wird.

Bestimmte Sentenzen aus dem damaligen Sprachgebrauch wiederholten sich in jedem Beitrag. Die „friedliebenden patriotischen“ und die „vaterlandsliebenden Kräfte“, die „ehrlichen, aufrechten“ und die „nationalgesinnten Deutschen“ wurden den „Westberliner Spaltern und Kriegshetzern“ gegenübergestellt, wo immer sich eine Gelegenheit dazu bot. Die Wiederholung wurde die Mutter der Weisheit genannt. Das galt auch für die Argumente und Formulierungen. Anstatt nach neuen Worten, Bildern und Vergleichen zu suchen, bemühte ich mich, die offizielle Sprachregelung beizubehalten. Bestimmte Substantive wurden nie ohne das ihnen zugehörige Adjektiv benutzt. Der Friedensvertrag, den wir für Deutschland forderten, war immer ein „gerechter“, der Einheitswille des Volkes immer ein „entschlossener“, die Sowjetunion stets eine „friedliebende“, ihre Armee eine „ruhmreiche“, wie die Kriegstreiber immer „imperialistische“ waren. Wortkombinationen wie „Einheit und gerechter Frieden“ „Frieden und Freundschaft“, „Aufbau und Frieden“ wurden so oft wiederholt, bis sie, ähnlich dem autogenen Training, ins Unterbewußtsein drangen und nur noch paarweise abgerufen werden konnten.

Bei aller Einseitigkeit der Weltbetrachtung und einer oft naiven Gläubigkeit spricht doch aus allen diesen Beiträgen auch eine große Hoffnung auf eine friedliche Zukunft in einem einheitlichen Deutschland, das immer durch die Adjektive „friedliebend“ und „demokratisch“ gekennzeichnet war, worunter man allerdings auch damals schon in Ost und West Verschiedenes verstand. Wir träumten von einem einheitlichen Deutschland, das unseren Vorstellungen entsprach, und vertrauten fest darauf, daß die Sowjetunion den Frieden ebenso gewinnen würde, wie sie den Krieg gegen Nazideutschland entschieden hatte. Einen anderen Verlauf der Weltgeschichte konnte ich mir nicht vorstellen. Alles, was in der Weltpolitik geschah, ging in meinen Augen in diese Richtung. In der Sowjetunion wurden die Folgen des Krieges überwunden, in China siegte die Volksbefrei-

ungsarmee, in den osteuropäischen Staaten hatten sich die kommunistischen Parteien durchgesetzt, das Kolonialreich der imperialistischen Hauptmächte brach zusammen, Indien war unabhängig geworden, andere Staaten folgten, und in Polen wuchs vor unseren Augen eine neue Hauptstadt aus den Ruinen. Mit meiner Option für den Sozialismus (vom Kommunismus sprach damals niemand) war ich in meiner Vorstellung auf die Seite der Sieger übergetreten.

Wie sehr ich von der Richtigkeit, der Rechtmäßigkeit und der Unfehlbarkeit der neuen Lehren überzeugt war, spiegelte sich auch in den Briefen wider, die ich in diesen Monaten nach Hause, an die Eltern, schrieb. „Ich habe auch von hier“, hieß es in einem Brief vom 20. August 1949, „meine Stimme zum Volkskongreß und für die Einheit Deutschlands erhoben.“ Und an anderer Stelle: „Meine Leitartikel sind Stimmen für den Frieden.“ Dem Vater, der nach seiner dreijährigen Haft im NKWD-Lager Mühlberg den Sommer 49 in einer Lungenheilstätte verbrachte, wo er mit Quark und frischer Luft eine offene Tuberkulose kurieren sollte, gratulierte ich zum 50. Geburtstag „aus der Ferne, wo ich noch immer für unsere gute und gerechte Sache arbeite“. Ich war davon überzeugt, wenn ich schrieb: „Wenn es wie jetzt um den Frieden geht, kann und muß man einmal ein Opfer bringen und den einen Geburtstag getrennt verleben, um alle folgenden in Frieden zusammen feiern zu können“.

Nach der Verabschiedung eines Heimkehrertransportes in die Ostzone „hatte ich das beruhigende Gefühl, daß nun wieder Helfer am demokratischen Aufbau in die Heimat fahren“. Wenn jemand aus meiner näheren Heimat darunter war, trug ich ihm Grüße für die Eltern auf, die einige gar nicht ausrichteten und andere dahin interpretierten, daß ich längst zu Hause sein könnte, wenn ich nicht freiwillig geblieben wäre. Ich aber fühlte mich als jemand, „der tausend Kilometer von der Heimat entfernt anderen Menschen vorangeht auf dem Weg zum Frieden für alle“.

Wie ich mich in meinen Artikeln bemühte, die Leser für meine politischen Überzeugungen zu gewinnen, so versuchte ich in meinen Briefen auch die Eltern zu überzeugen. Diese Briefe wurden nicht zensiert. Niemand außer den Empfängern las sie. Es gab keinen Grund, hier politische Erklärungen abzugeben, außer dem, daß ich die Menschen, die mir am nächsten standen, für meine Ideen gewinnen wollte. Unbefangener als in den Zeitungsartikeln, aber nicht weniger engagiert, schrieb ich ihnen im August 1949: „Der wahre humanistische Mensch des 20. Jahrhunderts, das ist der Mensch der sozialistischen Gesellschaft, das sind die Männer und Frauen, die in Betrieben und Fabriken, in Gruben und auf dem Lande ihre persönliche Kraft und die größtmögliche Initiative, ihr Können und Schaffen nicht mehr als Selbstzweck ihres persönlichen Lebens, sondern als ihren Beitrag zum Aufbauplan ihres Volkes, als ihr Stück Arbeit und Mühe zur Besserung des Lebens der Gemeinschaft einsetzen. Diesen Menschen gehört die Zukunft, weil sie . . . der alten Gesellschaft moralisch haushoch überlegen sind. . .“ Zu diesen Menschen zählte ich mich im Sommer 1949, und mir schwebte ein Volk vor, „in dem jeder den Plan des Volkshaushalts und den Aufbauplan, z.B. den Zweijahresplan, als seinen eige-

nen Haushalts- und Stundenplan betrachtet. . . „Ein solches Volk“, schrieb ich, „ist in der Lage, seine geschichtliche Bestimmung gegenüber der eigenen Nation und gegenüber der Kultur der Menschheit zu übernehmen“. Ich wußte offenbar schon während des Schreibens, daß weder Mutter noch Vater diese Visionen eines goldenen Zeitalters teilten, denn ich schrieb: „Immerhin kann man auch einmal die Gedanken eines anderen, und wenn es gleich der eigene Junge ist, zuerst prüfen, ehe man sie verwirft.“

Ich bin nicht stolz auf diese Briefe. Aber ich will sie auch nicht unterschlagen, denn sie widerspiegeln ziemlich genau mein damaliges politisches Sendungsbewußtsein und den wilden Eifer, mit dem ich es jederzeit und überall vertrat. Nie zuvor und auch niemals danach befand ich mich in so vollkommener Übereinstimmung mit der offiziellen Politik, nie glaubte ich so bedingungslos an die Unfehlbarkeit der Idee, der ich diente, und nie mehr war ich ihr so kritiklos ergeben wie in dieser Zeit.

Abschied und Ankunft

Anfang Dezember 1949 hatte sich der Ministerpräsident der eben erst gebildeten DDR-Regierung, Otto Grotewohl,¹⁰⁸ an den Chef der polnischen Militärverwaltung in Berlin, General Prawin,¹⁰⁹ mit der Bitte um beschleunigte Entlassung und Heimführung der noch in Polen befindlichen deutschen Kriegsgefangenen gewandt. Am 7. Dezember hatte der damalige Außenminister der DDR, Georg Dertinger (CDU),¹¹⁰ vor der Volkskammer eine Erklärung abge-

¹⁰⁸ Otto Grotewohl, 11. 3. 1894–21. 9. 1964, SPD/SED-Politiker, 1949–1960 DDR-Ministerpräsident; ausführlicher: Wer war Wer, a. a. O., S. 249.

¹⁰⁹ Jakub Prawin (1901–1957); von 1920 bis 1928 in Wien, dort Universitätsstudium und Promotion in Wirtschaftswissenschaften, studierte danach noch Anthropologie, Paläontologie und Biologie; Mitglied des Kommunistischen Jugend-Verbandes und des Schutzbundes, Teilnahme an den Wiener Straßenkämpfen 1927; 1928 Rückkehr nach Polen und leitet der Mitarbeiter verschiedener Versicherungsgesellschaften; seit 1931 Mitglied der KPP, zwischen 1933 und 1937 mehrfach ohne Gerichtsurteil in Haft (Bereza Kartuska u. a.); nach dem deutschen Überfall auf Polen im September 1939 Flucht in das sowjetisch besetzte Lemberg, seit 1941 Redakteur im Staatlichen Verlag für Nationale Minderheiten der UdSSR und Mitglied der Kommunistischen Partei (Bolschewiki); seit Juni 1941 in der Roten Armee, Major und Instrukteur; von August 1943 bis September 1944 stv. Divisionskommandeur für politische Erziehung in der auf sowjetischem Boden gegründeten polnischen Kościusko-Armee; nach Verletzung (Schlacht bei Lenino) seit Dezember 1944 im polnischen Staatsdienst; seit März 1945 Bevollmächtigter der Provisorischen Regierung für den Masurischen Kreis, seit 23. Mai 1945 erster Wojewode von Allenstein; nach der Entlassung im November 1945 im Rang eines Brigadegenerals Aufbau der Polnischen Militärmission beim Alliierten Kontrollrat in Berlin; ab Juli 1950 Vizepäsident der Polnischen Nationalbank; 1957 bei Badeunfall tödlich verunglückt; siehe: Polski Słownik Biograficzny (Polnisches Biographisches Wörterbuch), T. BXXVIII/2, Z. 117; Wrocław u. a. 1985, S. 362 f.

¹¹⁰ Georg Dertinger, 25. 12. 1902–21. 1. 1968; DNVP-Mitglied, Stahlhelm-Mitarbeiter; ab 1934 Mitarbeiter der Korrespondenz „Dienst aus Deutschland“; CDU-Politiker;

geben, in der er der polnischen Regierung für ihr Entgegenkommen dankte. Er wertete „die freundschaftliche Art, in der die polnische Regierung unserem Wunsch auf beschleunigte Entlassung der letzten Gruppen der noch in Polen befindlichen deutschen Kriegsgefangenen entsprochen hat, als eine besonders glückliche und ermutigende Bestätigung der Freundschaft von Volk zu Volk.“¹¹¹

Die Regierung Grotewohl war zu diesem Zeitpunkt noch keine zwei Monate im Amt. Der Notenwechsel über die Kriegsgefangenen in Polen gehörte zu ihren ersten Handlungen. Sie tat im Dezember 1949 dasselbe, was Konrad Adenauer später für die Kriegsgefangenen in der Sowjetunion unternahm. In beiden Fällen war die propagandistische Wirkung das Wichtigste. Im Falle der deutschen Kriegsgefangenen in Polen war die Repatriierung zur Zeit des Notenwechsels praktisch abgeschlossen.

Der letzte Heimkehrer-Transport aus Warschau sollte Mitte Dezember fahren. Damit war auch das Datum für meine Abreise festgelegt. Sie fiel auf einen Montag. In den letzten Monaten war die Zahl der Kriegsgefangenen in und um Warschau immer mehr zusammengeschumpft. Geblieben waren einige „Spezialisten“, das waren Handwerker und Techniker, die schwer zu ersetzen waren, und eine Handvoll Aktivisten, die sich verpflichtet hatten, bis zum letzten Transport zu bleiben. Ein Lager nach dem anderen wurde geschlossen, selbst das Zentrallager in der ehemaligen Gęsia. Ich war in ein kleines Lager umgezogen, das neben der Pferderennbahn im Stadtteil Służewiec lag.¹¹² Hier sammelten sich die letzten Kriegsgefangenen, die aus Gefängnissen oder von kleinen Außenkommandos kamen und von hier aus die Heimreise antreten sollten. Posten gab es kaum noch. Jeder kannte seinen Weg zur Arbeitsstelle und wußte, daß er in den nächsten Wochen ohnehin nach Hause fahren würde.

Ich war am Wochenende noch einmal durch die Stadt gegangen, die mir in den fünfzehn Monaten, die ich hier lebte, vertraut geworden war. Sie hatte mich angenommen; ich hatte hier Freunde gefunden, Gleichgesinnte. Ich hatte mir die Stadt auf meinen Wegen erlaufen und kannte, zumindest im Zentrum, jede Ecke. Auch jetzt, wo sie im trüben Herbstlicht grau und traurig aussah, wo nur wenig von dem Charme zu ahnen war, den sie an einem sonnigen Frühlingstag ausstrahlte, war sie mir lieb. Noch einmal ging ich durch die sonntägli-

1949–1953 Minister für Auswärtige Angelegenheiten; 15. 1. 1953 verhaftet, Juni 1954 vom Obersten Gericht wegen „Verschwörung“ und „Spionage“ zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt, Haft in Bautzen; Mai 1964 begnadigt, danach u. a. Lektor für die katholische Kirche in der DDR, siehe: Wer war Wer, S. 131 f.

¹¹¹ In einem Antwortschreiben vom 5. Dezember 1949 an Grotewohl und Dertinger sagte der Chef der Polnischen Militärmission, General Jakub Prawin, eine Beschleunigung der letzten Gefangenentransporte zu, „so daß sie sich möglichst noch im laufenden Jahr unter dem Schutz der Deutschen Demokratischen Republik befinden können“, in: Beziehungen DDR–Volkspolen. Dokumente 1949–1955, Berlin (Ost) 1986, S. 71.

¹¹² Hierzu Böss, S. 47 u. a.

che Nowy Świat bis zum Platz Trzy Krzyży, den richtig auszusprechen fast einer Sprachprüfung gleichkommt, dann weiter zur Kopernikusstraße,¹¹³ wo die kleinen Läden und Werkstätten der jüdischen Händler und Handwerker lagen und die einzige koschere Fleischerei. Hier wohnten auch Justyna und Edda, die ich manchmal besuchte. Nach den Jahren bei der Flak, beim Militär und im Gefangenenlager in Oberschlesien war ich hier – so seltsam das klingt – zum erstenmal wieder ein freier Mensch gewesen. In dieser Stadt hatte ich einen Teil meiner Jugend verlebt, und alle Gefühle dieses Jungseins verbinden sich für mich mit Warschau, so, wie es in einem polnischen Schlager in jener Zeit hieß „Warszawa ty moja kochana“ (Warschau, Du meine Geliebte).

Den Tag meiner Heimkehr, von dem ich im Grubenlager so oft geträumt hatte, sehnte ich nicht mehr herbei, eher fürchtete ich mich vor ihm und vor allem, was mich da erwarten würde. Ich hatte mir wie alle vom Lagertischler einen kleinen Holzkoffer anfertigen lassen, in den ich Wodka und Zigaretten packte und Kaffee für meine Mutter. Sonst hatte ich nichts einzupacken. Auch das würde nun zu Ende sein, daß ich sorglos in den Tag hinein lebte. Seit wir genügend zu essen und sogar zu rauchen und zu trinken hatten, gab es nichts, was ich brauchte, und ich sah keinen Grund, etwas anzuschaffen oder aufzuheben. Materielle Dinge hatten ganz und gar ihren Wert verloren. Wozu brauchte der Mensch drei Hemden, wenn er doch nur eins anziehen konnte? Wozu sollte man Złoty aufheben, wenn man demnächst nach Hause fahren würde? Jeder Besitz erschien mir als Zeichen von Kleinbürgertum, schon das Streben danach war mir verdächtig. Und ich verließ Warschau nicht „mit einem fröhlichen Lied auf den Lippen“, wie es „Die Brücke“ von früheren Heimkehrern berichtet hatte, eher wie einer, der Abschied nimmt.

Auf dem Danziger Bahnhof,¹¹⁴ wo die Waggonen bereitstanden, die uns mit dem Nachtzug nach Gleiwitz bringen sollten, bekam ich von einem polnischen Offizier die Liste der Heimkehrer, die sich nun auf die mit frisch bezogenen Betten ausgestatteten Wagen verteilten und das alte Abschiedslied anstimmten: „Muß i denn, muß i denn. . .“ Ich kletterte auf mein Bett und tat so, als ob ich schlief. Doch ich konnte nicht einschlafen nach diesem Tag. Wie am ersten Abend in der Gefangenschaft auf dem Hof der Zuckerfabrik in Melnik, wie in der ersten Nacht im Grubenlager und am ersten Tag in Warschau fühlte ich, daß ich wieder einmal an einem neuen Anfang stand und alles im Ungewissen lag.

Der Aufenthalt im Gleiwitzer Entlassungslager,¹¹⁵ das nun auch von den dortigen Obleuten symbolisch abgeschlossen wurde, war kurz. Der Tag verging

¹¹³ Ul. Kopernika.

¹¹⁴ Dworzec Gdański.

¹¹⁵ Gleiwitz war „die zentrale Entlassungs- und Sammelstelle für die Kriegsgefangenen-transporte aus polnischem Gewahrsam, wo noch einmal eine eingehende Überprüfung der zu Entlassenden stattfand. . . . Die Vorstufe bei der Entlassung bildeten aber die Sammelager für jeweils einen größeren Lagerbezirk. So z. B. war Warschau für sämtliche in Polen befindliche Kriegsgefangene, die nicht in den Kohlegruben beschäftigt wa-

mit Meetings und Ansprachen und letzten Einkäufen in der Kantine. Unser Sonderzug war in Berlin schon avisiert. Justyna war da und einige höhere Offiziere, Vertreter der Wojewodschaft und des Parteikomitees, denen sie mich als „nasz młody komunista“¹¹⁶ vorstellte. Es war das erstmal, daß mich jemand so nannte. Und da es Justyna war, empfand ich es wie einen Orden.

Es war Mitternacht, als wir über die Oder fuhren. Erst als der Zug auf dem Bahnhof in Frankfurt anhielt, merkten wir, daß wir auf deutschem Boden waren. Waren wir auch zu Hause? Reporter des Berliner Rundfunks und mehrerer Ostberliner Zeitungen stürmten in die Waggons und ließen uns keine Zeit, darüber nachzudenken. Wir nahmen ihr Erscheinen zum Anlaß, das erste „Weißköpfchen“ (so nannten wir die Wodkaflaschen wegen ihrer weißen Kappen) in der Heimat zu öffnen. Harri, der mit mir in der Redaktion der „Brücke“ zusammengearbeitet hatte und bereits entlassen worden war, stand plötzlich als Vertreter des „Neuen Deutschland“ vor mir. Wir waren offiziell der letzte Transport deutscher Kriegsgefangener aus Polen,¹¹⁷ und er schrieb darüber einen fast ganzseitigen Artikel.¹¹⁸

Am Morgen kamen wir in Wolfen bei Bitterfeld an. Die Stadt lag noch im Dunkel. Es war inzwischen Mittwoch. Hier mußten wir einige Tage in einem Quarantänelager verbringen, bevor alle in ihre Heimatorte weiterreisen konnten. Das Lager war mit einem eher symbolischen Zaun umgeben, vor dem sich am Tag immer eine Anzahl Frauen versammelten, die auf ihre Männer warteten. Von ihnen erfuhren die Heimkehrer, wie es im Lande aussah, das die mei-

ren, das Sammelager.“ (Böss, S.104 und S.106.) Die Heimkehrer berichteten über die politischen Kriterien für die Zusammenstellung der Listen, wobei sich gerade die Heimkehr von Gefangenen in die SBZ/DDR gegenüber den Entlassungen in die drei Westzonen/Bundesrepublik verzögerte, hierzu Böss, S. 104 ff.

¹¹⁶ Dtsch.: unser junger Kommunist.

¹¹⁷ Hierzu Böss: „Die beiden letzten offiziellen Transporte deutscher Kriegsgefangener aus Polen erfolgten am 7. und 15. Dezember 1949; der erstere ging in die Westzonen, der zweite in die Ostzone, mit dem auch die ‚Selbstverwaltung der deutschen Kriegsgefangenen‘ Polen verließ. Die regulären Entlassungen aus polnischer Kriegsgefangenschaft waren im April 1950 beendet. . . . Zurückgeblieben sind jene Kriegsgefangenen, die in der Zwischenzeit aus politischen Gründen verurteilt worden waren und ihre Strafen in einem polnischen Gefängnis oder Zuchthaus zu verbüßen hatten. Ihre Zahl ist nicht eindeutig zu ermitteln. Diese Gefangenengruppe wurde später nach Strafverbüßung oder Amnestierung meist mit Umsiedlertransporten repatriert.“ (S.109). Wloch berichtet, daß der letzte offizielle Transport am 21.12. 1949 in Frankfurt/Oder eintraf (Brief „An das Sekretariat des Polbüros“ vom 5. 1. 1950, Kopie im Privatarchiv M. G.), während Gebhardt von der Begegnung mit dem Zug einer hochrangigen Delegation in Frankfurt/Oder berichtet, die zu den Feierlichkeiten zum 70. Geburtstag Stalins (21.12.) nach Moskau unterwegs war, also vor dem 21.12. von Berlin abgereist sein muß. HC (Harri Czepuck) berichtete in einer kurzen ADN-Meldung, daß am 16.12. ein Heimkehrerzug aus polnischer Kriegsgefangenschaft in Frankfurt/Oder eintraf (ND, 17.12. 1949, S.2), während er in seinem ausführlichen Bericht vom 23.12. (Freitag) schreibt, „am Mittwoch“, demnach am 21.12., sei „der letzte Kriegefangene aus Polen zurückgekehrt“.

¹¹⁸ Harri Czepuck, Wir wurden Freunde des neuen Polen, in: Neues Deutschland, 23.12. 1949, S.4.

sten noch immer die Zone nannten, obwohl es doch seit einigen Monaten Deutsche Demokratische Republik hieß, ein Name, der bisher nur von wenigen zur Kenntnis genommen wurde.

Auf dem Bahnhof waren wir einem geschmückten Zug begegnet, in dem eine hochrangige Delegation nach Moskau fuhr, zum siebzigsten Geburtstag des großen Führers des Weltproletariats, Josef Wissarionowitsch Stalin. Doch das erfuhren wir erst am nächsten Tag aus der Zeitung. Die Männer langweilten sich im Lager, schwatzten ein bißchen mit den Frauen am Zaun und warteten auf ihre Entlassungspapiere. Abends fanden immer Versammlungen statt, in denen jeweils ein Vertreter einer der fünf Parteien in der DDR vor den Heimkehrern über seine Sicht auf die Entwicklung im Osten sprach. Die Diskussionen waren für die Referenten unerwartet lebhaft, was wir auf der Habenseite unserer politischen Arbeit in den Lagern verbuchten.

Endlich war auch diese Zeit vorüber. Am letzten Abend feierte ich im Kreise der ehemaligen Obleute, die alle in ihren Lagern ausgeharrt hatten, so feuchtfröhlich Abschied, daß mir der Kopf noch schmerzte, als ich am nächsten Morgen in den Zug nach Halle stieg. Hier mußte ich umsteigen, und es war schon früher Nachmittag, als ich in Eisleben ankam.

Ich ging vom Bahnhof zur Lindenstraße, die bei meiner Abreise noch Hermann-Göring-Straße geheißen hatte und von der früher die Busse nach meinem Dorf abgefahren waren. Sie fuhren noch immer von hier, doch nicht mehr so oft. Ich setzte mich in die Gaststätte und wartete. Wer hätte mich auch abholen sollen? Ich hatte im Wolfener Lager zwar die Zeit gefunden, einen Artikel für das „Neue Deutschland“ zu schreiben, in dem ich die Tatsache der Entlassung der letzten Kriegsgefangenen aus Polen als eine politische Tat für den Frieden und die Freundschaft unserer beiden Völker würdigte,¹¹⁹ doch ich hatte nicht daran gedacht, meine Eltern durch eine Postkarte auf meine Rückkehr vorzubereiten. Jetzt endlich erinnerte ich mich daran. Ich rief bei der Postfrau im Dorf an und sagte ihr, daß ich mit dem nächsten Bus ankommen würde.

Meine Eltern hatten in der Zeitung gelesen, daß der letzte Transport aus Polen angekommen sei. Und da sie von mir keine Nachricht erhalten hatten, glaubten sie nicht mehr, daß ich dabei sei. Mein Vater warf den Weihnachtsbaum, den sie schon aufgestellt hatten, in die hinterste Ecke des Hofes. Allein wollten sie nicht unterm Baum sitzen. Es wurde schon dunkel, als die Postfrau über die Brücke kam und schon von weitem rief: „Robert, Lieschen – Manfred kimmst heute.“ Da war ich schon im Nachbardorf, denn bis zu unserem Dorf fuhr an diesem Tage kein Bus mehr. Es war der Tag vor Weihnachten.

Ich nahm meinen Koffer und ging los. Aber nichts war so wie in meinen Träumen und in meinem Gedicht von der Heimkehr. Es läuteten keine Glocken, die Abendsonne war längst untergegangen, wenn sie an diesem Dezem-

¹¹⁹ „Unsere Erfahrungen sind von großer Bedeutung“. Bemerkungen eines der letzten Heimkehrer aus Polen, in: Neues Deutschland, 24. 12. 1949.

bertag überhaupt geschienen hatte. Es war kalt, die Straße war naß, und ich begegnete keinem Menschen. Das Hoftor war verschlossen, früher hatten wir es nie abgeschlossen. Ich klingelte und ein Mann mit dichtem weißem Haar öffnete mir. Es war mein Vater. Drinnen saß meine Mutter, unfähig aufzustehen. Es müssen Minuten vergangen sein, bis einer von uns ein Wort sprach und ich endlich zu Hause war.

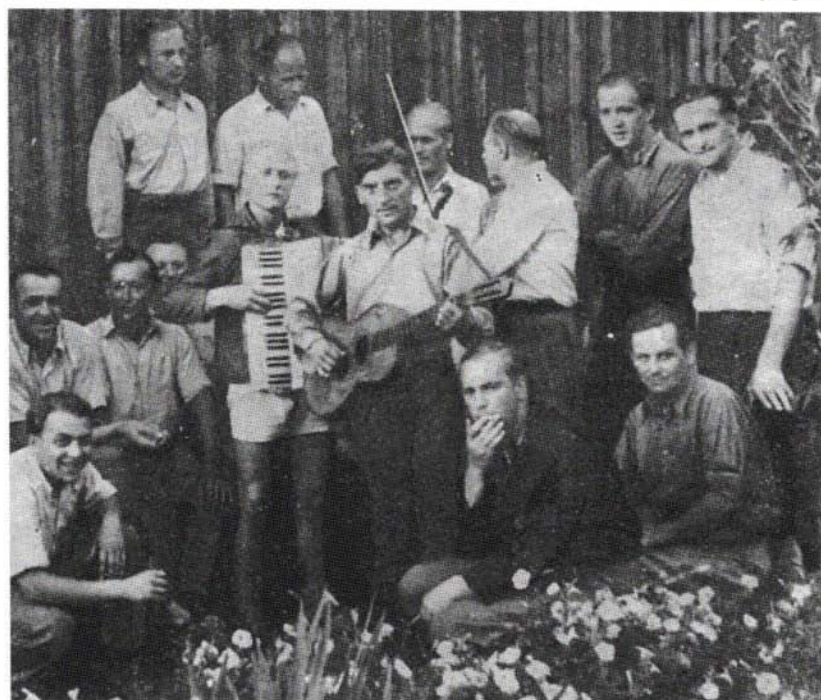


Titelbild einer Propagandaschrift der Gruppe Gebhardt für deutsche Kriegsgefangene in Polen



Kriegsgefangene auf dem Weg zum Bergwerk

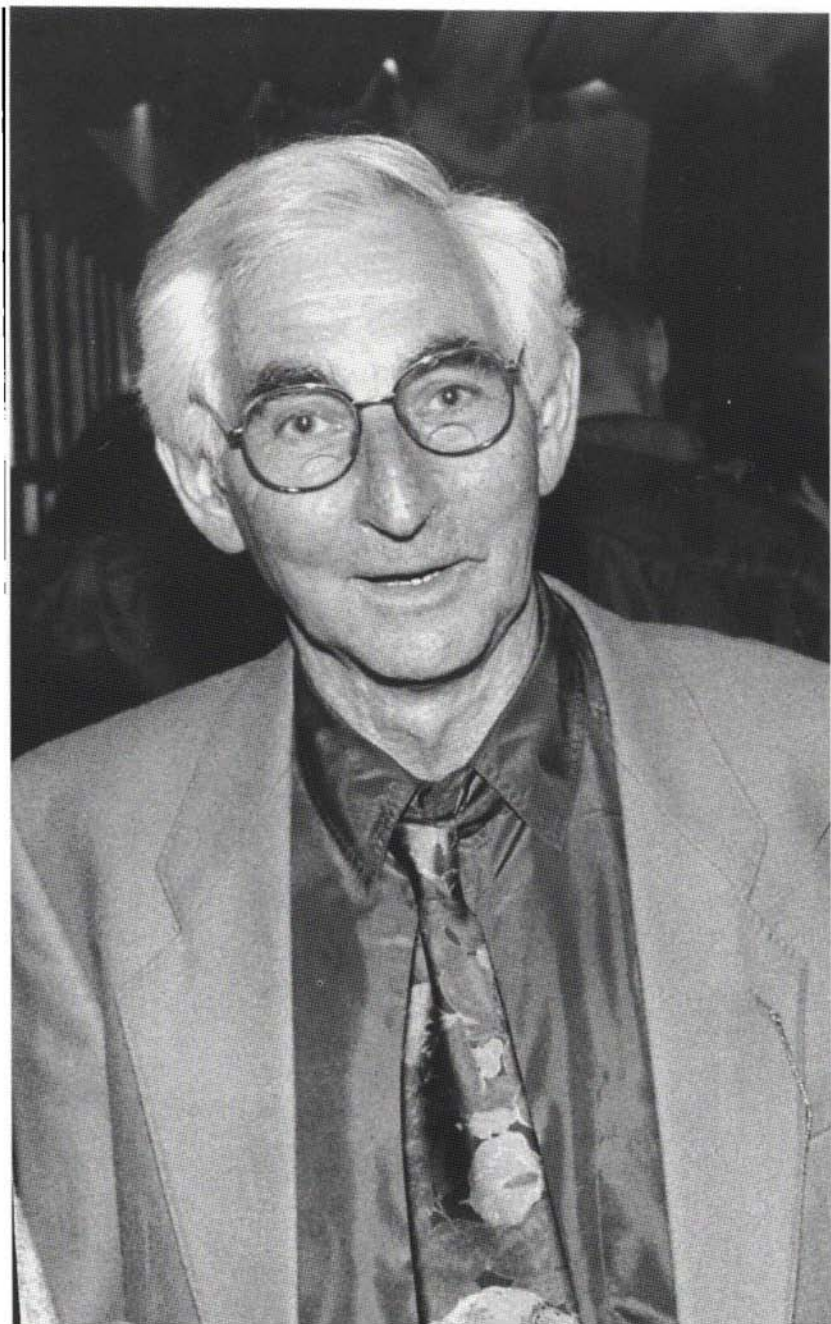
Freizeitvergnügen



Beide Abbildungen aus der Kriegsgefangenenzeitung „Die Brücke“, Nr. 25, August 1994



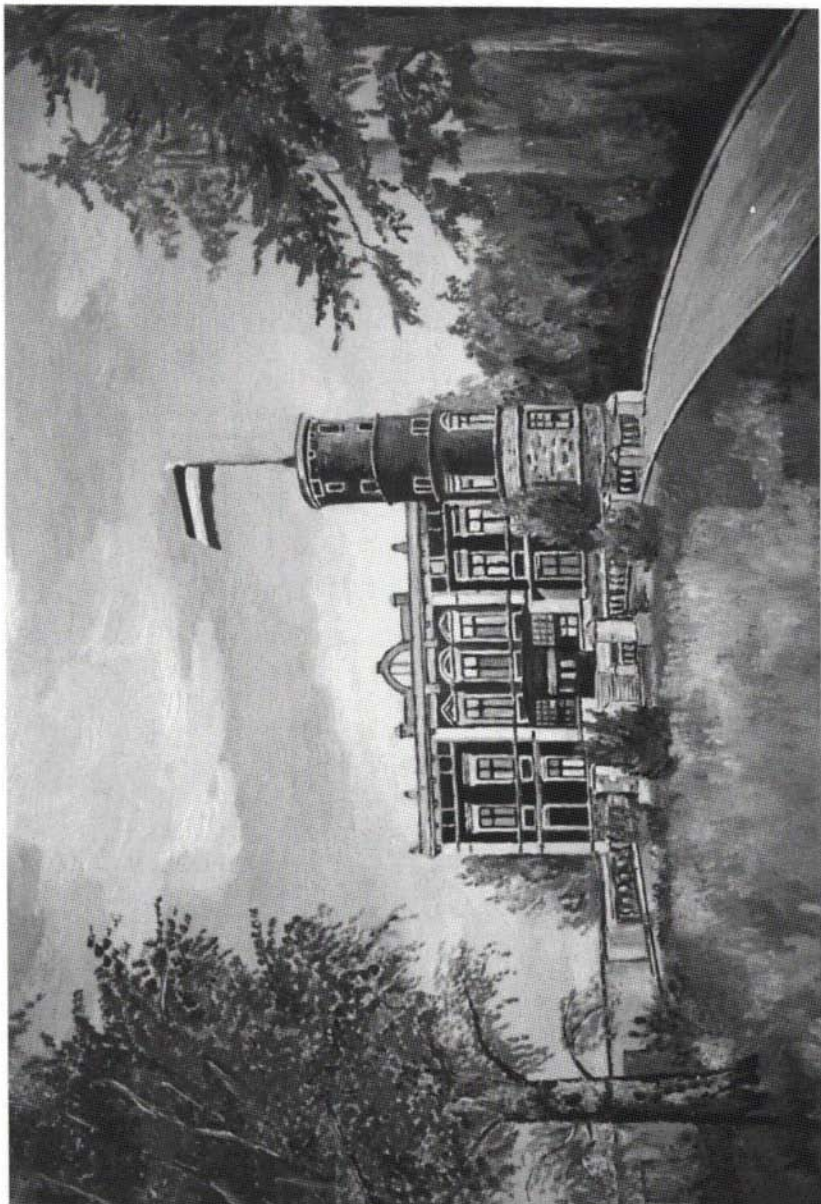
*Im Kriegsgefangenenlager
in Warschau kurz vor der
Entlassung*



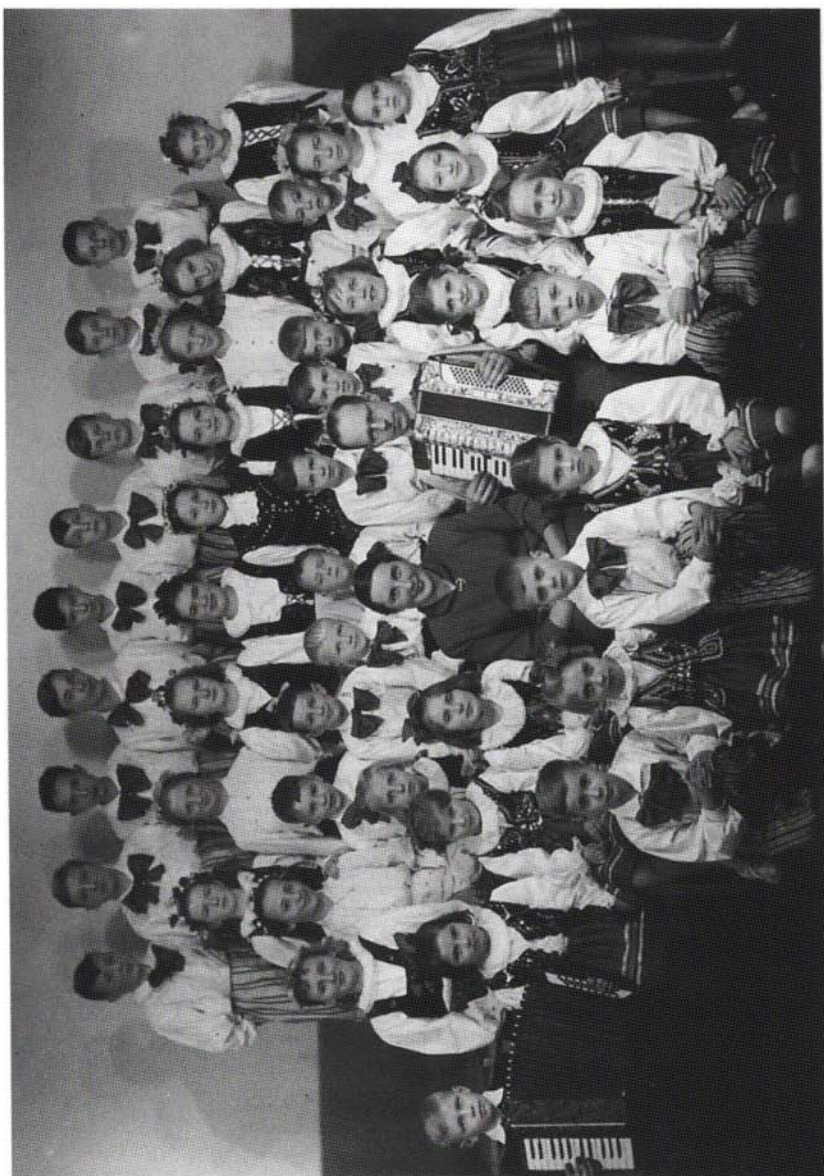
Manfred Gebhardt (Mitte der 90er Jahre)



Joachim Küttner als polnischer Forstrat (April 1958)



Haus Fabianow, Sitz der Familie Küttner bis 1945 (Ölgemälde)



Joachim Küttner als Akkordeonspieler in einer polnischen Tanzgruppe (1956)



Joachim Küttner (Mitte der 80er Jahre)